Digitaliseret af | Digitised by

DET KGL. BIBLIOTEK
Royal Danish Library

Forfatter(e) | Author(s):	Entworfen von Henrik Pontoppidan ; Hrsg. aug Veranlassung des dänischen Turistenvereins.
Titel | Title:	Reisebilder aus Dänemark
Udgivet år og sted | Publication time and place:	Kopenhagen : Andr. Fred. Høst, 1890
Fysiske størrelse | Physical extent:	107 s. :

DK

Værket kan være ophavsretligt beskyttet, og så må du kun bruge PDF-filen til personlig brug. Hvis ophavsmanden er død for mere end 70 år siden, er værket fri af ophavsret (public domain), og så kan du bruge værket frit. Hvis der er flere ophavsmænd, gælder den længstlevendes dødsår. Husk altid at kreditere ophavsmanden.

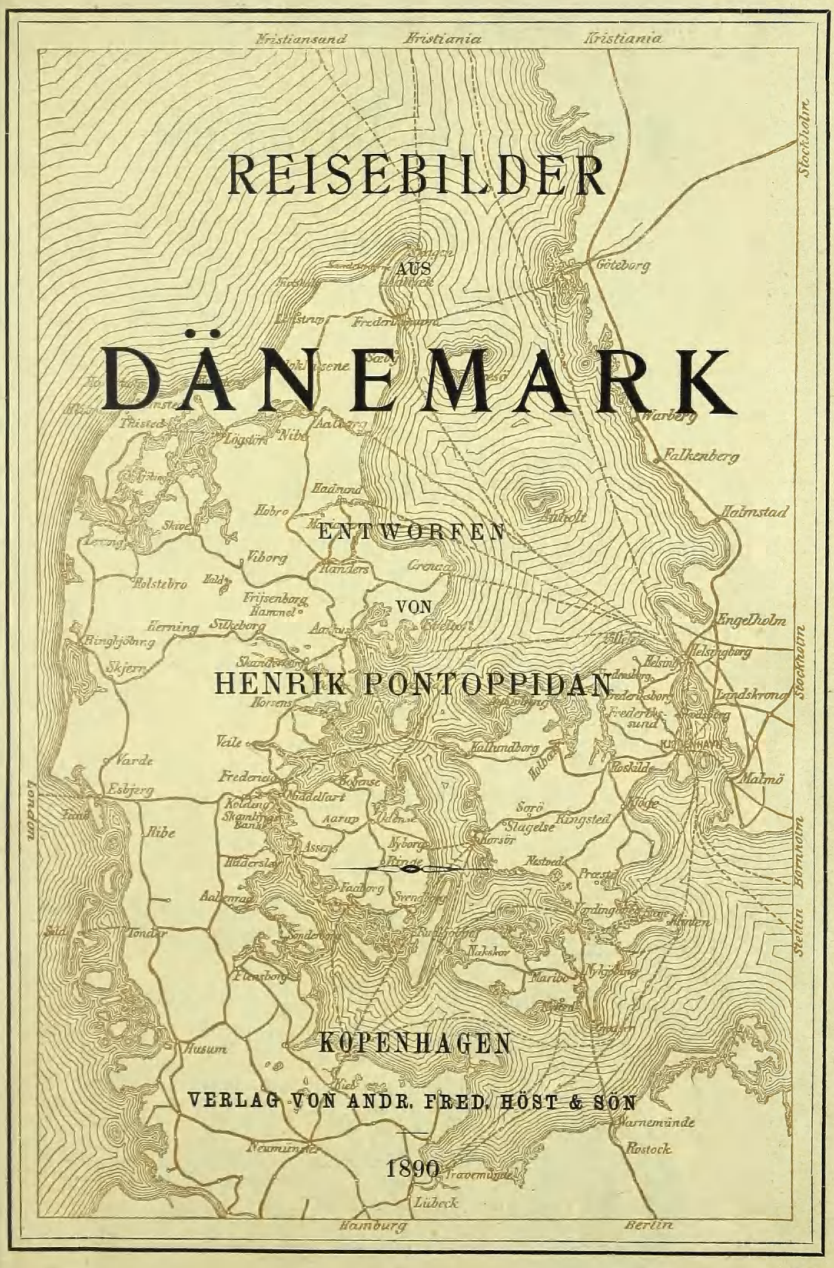
UK

The work may be copyrighted in which case the PDF file may only be used for personal use. If the author died more than 70 years ago, the work becomes public domain and can then be freely used. If there are several authors, the year of death of the longest living person applies. Always remember to credit the author

32,36-8°

DET KONGELIGE BIBLIOTEK
130020738600

BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS



REISEBILDER

AUS

DÄNEMARK

ENTWORFEN

VON

HENRIK PONTOPPIDAN

KOPENHAGEN

VERLAG VON ANDR. FRED. HÖST & SÖN

1890

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sön** in Kopenhagen

Histoire de Danemark

par

C.-F. Allen

Ouvrage couronné, traduit par **E. Beauvois**

2 vols. gr. in 8° — Prix: 25 frcs, 20 Mark

Dänemark

Geschichte und Beschreibung, Literatur, sociale und öconomische Verhältnisse

Unter Mitwirkung nahmhafter Schriftsteller herausgegeben

von

H. Weitemeyer

Mit einer Karte in Farbendruck

Preis: 6 Mark

Le Danemark

Histoire et géographie, langue, littérature et beaux-arts, situation sociale et économique

Publié avec le concours de savants danois

par

H. Weitemeyer

Avec une carte en couleurs

Prix: 6 frcs 50 centimes, 6 Mark

BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS

REISEBILDER

AUS

DÄNEMARK

ENTWORFEN

VON

H. PONTOPPIDAN

MIT 19 ABBILDUNGEN

KOPENHAGEN

VERLAG VON ANDR. FRED. HÖST & SÖN

1890

Herausgegeben auf Veranlassung des dänischen Turistenvereins

THIELES BUCHDRUCKEREI

BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS

VORWORT.

Es war nicht meine Absicht, mit den folgenden Blättern eine auch nur annähernd erschöpfende Beschreibung Dänemarks zu liefern; dazu ist der Stoff — trotz der Kleinheit des Landes — zu gross, wenn einem nur wenige Bogen zur Verfügung stehen. Ich wollte nur einige Bilder von den für Dänemark eigentümlichen Naturphänomenen zeichnen — in der Hoffnung, dass Fremde dadurch in den Stand gesetzt werden möchten, sich eine leidliche Vorstellung von der Beschaffenheit des ganzen Landes zu bilden.

Die wenigen hier geschilderten Oertlichkeiten halte ich für die am meisten typischen. Man darf sich deshalb nicht darüber wundern, dass die Namen von so manchen anderen fehlen, obgleich dieselben hinsichtlich ihrer Schönheit und ihres Interesses vor den genannten nicht nur nicht zurückstehen, sondern sie möglicherweise übertreffen. So habe ich, um dem Leser eine Vorstellung von den dänischen Dünenlandschaften zu geben, versucht ein Bild von Skagen zu zeichnen. Manche würden vielleicht — wenn es darauf ankäme, eine Reise nach solchen Gegenden zu unternehmen — Fanö vorziehen; hier besitzt allerdings sowohl Meer wie Düne dieselbe ergreifende Schönheit —, ausserdem liegt Fanö für Reisende, die von Süden kommen, vielleicht etwas bequemer, und es ist Aussicht vorhanden, dass ein Bade-Etablissement unmittelbar am Meeresstrande aufgeführt wird.

Es giebt überhaupt viele Punkte, welche einer Erwähnung wert gewesen wären. Aber mit Rücksicht auf diese mag auf *Bædekers „Nordostdeutschland nebst Dänemark“* verwiesen werden; in diesem Reisehandbuch ist Rücksicht auf alle Sehenswürdigkeiten in Dänemark genommen, und zugleich findet man darin über alles was Reiseruten, Hôtels u. s. w. betrifft, zuverlässige Angaben; wer sich aber eingehendere Kenntnisse über dänische Verhältnisse verschaffen will, dem empfehle ich das kürzlich erschienene Buch von *H. Weitemeyer: Dänemark*, Geschichte und Beschreibung, Literatur und Kunst, sociale und ökonomische Verhältnisse.

Der Verfasser.

BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS

Aus der Vogelperspective.

Wie ein mächtiges Riff schiebt sich die dänische Halbinsel hinaus ins Meer. Die ewige Brandung der Nordsee schäumt an ihrer Küste, und zwischen ihren weissen Flugsanddünen und auf ihren dunkeln, weithin sich erstreckenden Heiden haben die wilden Weststürme ihren Tummelplatz.

Vom Meere draussen kommen sie, geschwängert mit Salz und Gischt. Ueber den schaumbedeckten Uferrand stürzen sie sich unaufhörlich landeinwärts über den nackten, zerrissenen Strand, wo grosse silberblitzende Möwenscharen unruhig kreisen und ihren schneidenden Schrei in das dumpfe Tosen der Wogen mischen. Kein Strauch, geschweige denn ein Baum ist auf der ganzen Küste zu sehen. Die weissen Dünen treiben im Winde dahin wie Schnee. In ihrem unfruchtbaren losen Sande kann kein Keim dauernd Wurzel fassen, und wenn ein junger Trieb versuchen würde sich über die Erde zu erheben, so würden die Stürme ihn sofort knicken und die Meernebel ihn vernichten mit ihrem salzigen Nass. Nur der blassgrüne Strandhafer vermag aus diesem unfruchtbaren Boden Nahrung zu saugen und allen Angriffen zu trotzen. Melancholisch schwankt er mit seinen dürren Halmen auf den Dünen hin und her; Menschen-

hand pflanzte ihn dort in langen gleichmässigen Reihen an, damit er den Flug des Sandes dämpfe.

Längs der ganzen Westküste der Halbinsel erstreckt sich diese Reihe trostloser Sandhügel, welche den einzigen, schwachen Schutz des Landes gegen die unaufhörlichen Angriffe der Stürme bilden. Von hier aus stürzen sich dieselben landeinwärts über die weiten Heiden, die hinter der Dünenreihe ihr düsteres Gewand über das Land hin ausbreiten, und es mit einer dichten, undurchdringlichen Decke von struppigem Heidekraut, Rauschbeeren, Heidelbeeren und andern widerstandsfähigen, an der Erde hinkriechenden Pflanzen bedecken, worüber die Winde dahinfahren, ohne einen Angriffspunkt gewinnen zu können .... Eine unübersehbare Einöde! Nirgends ein Baum oder auch nur ein Strauch, der Schutz gewährt. Alles ist wie rasirt; selbst der Teppich von Heidekraut ist gleichsam gestutzt durch den Sturm. Das einzige, was über diese unfruchtbare, wogende, endlose Fläche hervorragt, sind die ärmlichen, zerstreut liegenden Hütten, von denen aus die Menschen ihren zähen, niemals ruhenden Kampf gegen diese rauhe und karge Natur führen.

Nur wo eine plötzliche Vertiefung im Erdboden ein wenig Schutz gewährt, besonders wo ein fliessendes Gewässer sein sich schlängelndes Bett in den Sand eingegraben und eine Schlucht gebildet hat, wird die Einförmigkeit unterbrochen; und wenn an solchen Stellen zugleich die Kultur helfend hinzugetreten ist, können sich unerwartet kleine grüne Oasen mitten in der düstern Heidekrautwüste zeigen. Im Allgemeinen aber muss man meilenweit hinein ins Land, ehe man Gegenden antrifft, welche nicht die Zeichen dieser unermüdlichen und unbarmherzigen Verwüstungen des Westwindes tragen. Eigentlich ist seine schlimmste Uebermacht erst gebrochen, wenn man auf die Ostseite der fast zusammenhängenden

Höhenzüge gelangt, welche sich wie ein knotiges Rückgrat ungefähr in der Mittellinie der Halbinsel erheben.

Aber da verändert sich auch der Charakter der Landschaft vollständig. Die Wälder werden allmählich sichtbar und je mehr man sich der Ostküste nähert, desto grösser wird die Verwandlung. Es ist, als ob man in eine ganz andere Welt einträte. Tiefe, anmutige Fjorde schieben sich hier zwischen Wiesen und prachtvollen Waldabhängen ins Land hinein. Auf den Wiesen wimmelt es von fetten, schwarz und weiss gefleckten Rindern, die bis zu den Knien im saftigsten Grase waten. Ueber allen Anhöhen schwankt die ährenschwere Saat in goldnen Wogen. Kirchen, Mühlen und unzählige Häuser und Gehöfte sind über die üppige Landschaft ausgestreut.

Dann fällt das Land nach der Ostküste zu steil ab. Vom Gipfel dieser hohen, steilen Abhänge sehen wir wiederum hinaus über das Meer.

Hier ist es das Kattegat — ein verhältnismässig friedliches Meer mit kurzen Wellen und hundert weissen Segeln und Rauchsäulen am Horizont. Keine Brandung, kein Tosen. Nur ein eigentümliches melodisches Rauschen tönt vom Ufer herauf, wo Welle auf Welle vorwärts gleitet und wieder zurückströmt und durch diese Bewegung die kleinen runden Steine des Strandes unablässig gegen einander reibt und glättet.

Draussen in diesem wogenden Blau, fern im Osten und Süden, schwimmen die dänischen Inseln — über hundert an der Zahl, einige gross, andre klein, aber alle gleich üppig und grün, ein Archipelagus von schwimmenden Gärten, strotzend von Getreide und den prächtigsten Wäldern.

Das Getreide bedingt Dänemarks Existenz; der Ackerbau ist seine eigentliche Nahrungsquelle. Aber die

Wälder sind des Landes Stolz, sein eigentümlichster und schönster Schmuck.

Der vorherrschende Baum ist die Buche. Ihr hoher, schlanker, zum Lichte strebender Stamm mit der weitverzweigten, dichtbelaubten Krone verleiht den Wäldern ihren Charakter und entwickelt sich namentlich hier auf den Inseln in einer Grösse und Pracht, wie nirgendwo sonst auf der Erde. In früheren Zeiten bedeckte die Eiche das Land; aber die Buche vernichtete sie mit ihrem mächtigen Schatten. Dieser majestätische Baum duldet keinen Nebenbuhler. Unbarmherzig erstickt er alles, was in seiner Nähe emporkeimen will, indem er mit seinem dichten Laubgehänge Licht und Luft absperrt.

Nun steht er als Sieger da, majetätisch, ruhig und stolz, seine königliche Krone über das Land erhebend.

* * *

Diese Halbinsel, Jylland (Jütland), und diese Inseln — Sjælland (Seeland), Fyn (Fünen), Laaland und wie sie alle heissen —, sind der letzte Rest eines einst mächtigen Königreiches, dessen Macht sich vom Atlantischen Ocean bis zum botnischen Meerbusen erstreckte, vom Eismeer bis hinein ins deutsche Reich. Jetzt ist das dänische Landesgebiet nur bescheiden; ein Adler fliegt hinüber ohne sich auszuruhen, und selbst ein flügelloses Geschöpf kann von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dasselbe auf der Eisenbahn durchfahren.

Und wie des Landes Ausdehnung gering ist, ist auch seine Höhe nur wenig imponierend. Man findet hier keine himmelanstrebenden Berggipfel oder schwindelnden Abgründe. Im Gegenteil, das Land ist, obwohl es sehr uneben ist, durchgängig niedrig, seine Oberfläche eigentümlich wellenförmig, zusammengesetzt aus sanft gerundeten Hügeln, die an keinem Punkte sich mehr als 550 Fuss

über das Meer erheben. Das Wort Dänemark bedeutet auch: die niedrige Mark.

Aber eben diese Flachheit und sanfte Wellengestalt des Landes giebt ihm seinen besondern Reiz. Gerade auf diesem immer wiederkehrenden, allmählichen Wechsel von Hügel und Thal beruht seine eigentümliche Schönheit.

Und trotz seiner Kleinheit bietet das Land innerhalb seiner Grenzen eine so abwechselungsreiche Mannigfaltigkeit dar, dass eine Reise durch dasselbe ganz besonders anziehend wirkt*). Während man in Gebirgsländern z. B. ganze Tage mit derselben Felsenspitze vor Augen und derselben Kluft zu seinen Füssen reisen kann, erneuern sich hier die Eindrücke, wechselt die Stimmung hier beständig. Neue Bilder, neue Landschaften, neue Schönheiten ziehen unaufhörlich an uns vorbei. Bald umfängt uns der Wald mit Schatten und Kühle, bald breiten sich wogende Aecker und duftende Kleefelder auf beiden Seiten des Weges aus mit Dörfern, Mühlen und brüllenden Rindern. Dort glänzt ein kleiner schilfumkränzter See im Sonnenlicht, umgeben von grünen Abhängen, die sich in seiner glatten Fläche spiegeln. Hier erhebt sich das Land ernst in breiten Wellen, über welche der Weg sich mühsam aufwärts windet zwischen wilden Rosen und blühenden Dornbüschen. Dann öffnet sich plötzlich eine meilenweite Aussicht über ein lachendes Längsthal, auf dessen Grunde ein blinkender Bach sich wie eine Silberschnur auf dem blumengestickten Sammetteppich der Wiesen dahin schlängelt — und bald darauf schliesst sich wieder alles eng

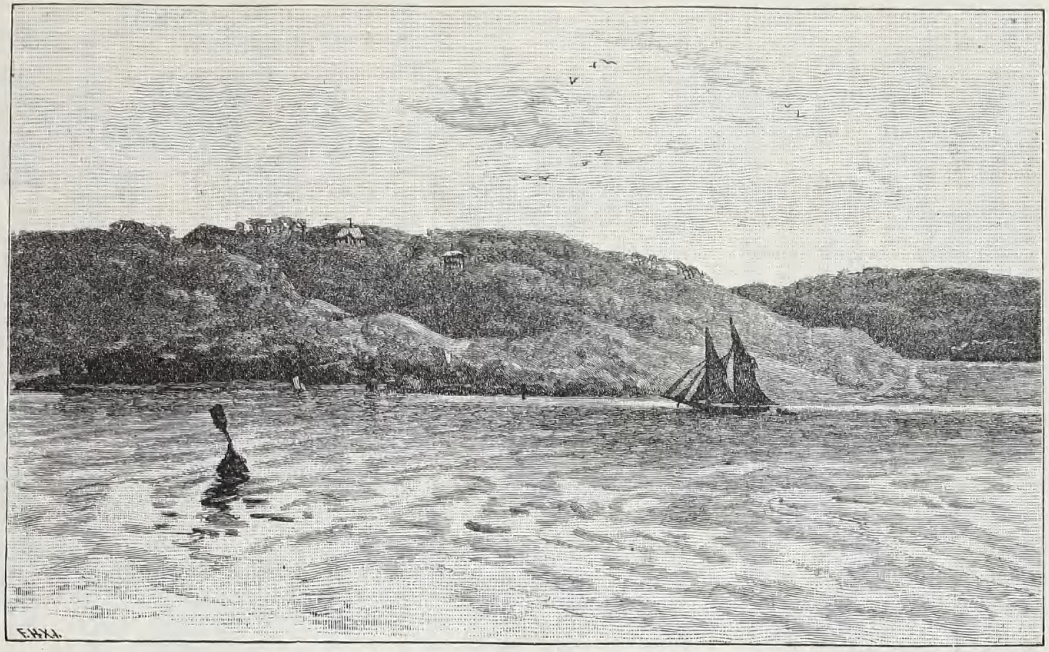
*) Skagen, die Gegend von Silkeborg und Möens Klint sind — abgesehen von Kopenhagen und Umgebung — die am meisten besuchten und sicher auch interessantesten Partieen, von denen jede ihre ganz eigentümliche Schönheit hat.

BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS

um uns zusammen, und wir befinden uns tief in einer der schwermütig stillen Schluchten der düstern Heidewüste, über der nur die Stimme einer einsamen Lerche ertönt.

Diese launenvolle Abwechselung der dänischen Landschaft tritt jedoch auf den Inseln, wo Ueppigkeit und Fruchtbarkeit völlig überwiegt, weniger hervor als in Jylland, wo die Gegensätze schärfer und die Verhältnisse überhaupt grossartiger sind. Das gilt nicht zum wenigsten von der Ostseite jenes Höhenzuges, welcher — wie oben erwähnt — die Grenze bildet zwischen der fruchtbaren Küste des Kattegat und den öden, weiten Sturmregionen der Nordseegegenden. Und da nun die jütische Längsbahn entweder ganz nahe oder jedenfalls nicht in weiter Ferne an jenen Strecken, wo man die Gegensätze überall antrifft, vorbei läuft, so hat man hier bequeme Gelegenheit sich in kurzer Zeit mit fast allen Formen, in denen die dänische Natur auftreten kann (die Dünen ausgenommen), bekannt zu machen.

Im Laufe weniger Stunden durchfährt man hier von Süden nach Norden die verschiedensten Landschaften. Man empfängt einen Eindruck, wie von einem mächtigen bewegten Panorama oder einem ungeheuren Riesenmuseum, das mit Einsicht und feiner Berechnung uns alle Eigentümlichkeiten der dänischen Natur vorführt, gerade in der Ordnung und genau mit den Abwechselungen, welche sie am besten kleiden. Jede Minute bereitet neue Ueberraschungen, jede Station bringt neue und ungeahnte Ausblicke. Anziehend wirken besonders die tief einschneidenden Fjorde, an denen man hier nach einander in ihrer ganzen Ausdehnung vorbei fährt, einer immer schöner als der andere; einige ganz von Wald umgeben, erinnern an grosse, träumende Waldseen mit steilen Abhängen, die gleichsam durstig über den glatten Spiegel



Vejle Fjord mit Munkebjærg.

sich hinüberneigen*); andere werden umschlossen von kahlen, sanft ansteigenden Heidehügeln, die ihre dunkelbraune Sammetdecke hinabrollen in den silberblauen Schooss der Gewässer (Hobro Fjord); wieder andre ruhen zwischen jenen mächtigen, saftigen, vollständig flachen, von Rindern und Blumen wimmelnden Wiesenstrecken, welche die unerschöpfliche Quelle sind für den Reichtum des Landes, und die mit ihrer strotzenden Ueppigkeit, ihren buttergelben Blumen, ihrem würzigen Heuduft, ihren grossen, dicht an einander grenzenden Dörfern, ihren wohlgenährten Bauern und unendlichen Storchschwärmen uns ins Schlaraffenland des Märchens zu versetzen scheinen, wo keiner sät, aber alle ernten (Randers Fjord mit dem Thal der Gudenau).

Zuletzt fährt man auf einer imponierenden Eisenbrücke über eine breite Meerenge (den Limfjord) und die Bahnlinie geht hart am Rande eines grossen Wildmoors vorbei, einer meilenweiten, leblosen Einöde, die niemals durch eine menschliche Gestalt oder auch nur durch den Flug eines Vogels belebt wird. Ein leichter, bläulich wogender Dampf lagert Sommer und Winter über ihrer unzugänglichen Mitte, und wenn die Sonne scheint, kann man die undeutlichen Umrisse von bald weissen, bald dunkleren Erscheinungen hindurchschimmern sehen, die nach Art von Geistern über den Nebel gleichsam hinschweben oder segeln. Es ist die Fata Morgana, die hier aus den giftigen Dünsten des Sumpfes sich ihre gespenstischen Schlösser baut.

Von da führt die Bahnlinie in eine wilde und düstre Heidelandschaft; die ebene Wellenfläche der Hügel wird

*) Den Reisenden wird der entzückende Vejlefjord mit dem Munkebjærg und dem nahen Greis Thal empfohlen; siehe übrigens H. Weitemeyer: Dänemark, Kopenhagen 1889, deutsche Ausgabe.

unruhiger, kühner und verbreitet die ganze traurige Poesie der Unfruchtbarkeit und Armut um sich. Heerden von magern Schafen irren einsam zwischen dem blassen und ärmlichen Gras der Anhöhen umher oder suchen Schatten zwischen Rauschbeeren und Dorngebüsch. Hier und da liegen ein Paar baufällige Hütten unten an einem Bach, der im Sande verschwindet und ein kleines Rasenstück hervorbringt. Eine kleine verkommene Kuh grast dort mit gefrässiger Miene, und dicht daneben, auf einem kleinen viereckigen Acker von bebautem Sand geht ein altes kraftloses Pferd und hinter ihm ein kleiner krummrückiger Bauer, der mit klarer Stimme mit der Lerche über seinem Haupte um die Wette singt, wie um die Hoffnung gegenüber all dieser Trostlosigkeit aufrecht zu erhalten.

Da öffnet sich die Aussicht nach vorn. Ein frischer, salziger Windhauch strömt uns stossweise entgegen und lässt die langen schmalen Strohhalme auf den Hügeln sich neigen. Weit draussen am Horizont wird ein schmaler Streifen glänzenden Blaues sichtbar. Er erweitert sich, je mehr man sich nähert, breitet sich drunten am ganzen Himmel aus, füllt sich mit weissen Segeln, schimmert vom Silberweiss der Möwenscharen, rollt uns entgegen, hebt sich, braust .... es ist das Meer.

* * *

Das Meer! .... Hier ist es überall das erste und das letzte, Anfang und Ende. Wohin Du auch in diesem Lande reisen magst — immer wird dies wogende, endlose Blau Dir entgegen winken, bevor Du es ahnst, ... bald freundlich lächelnd, halb zutraulich, als wollte es Dich zu sich hinauslocken mit seinen weissen, wogenden Schaumblumen, mit denen es seine Brust geschmückt hat; .... bald in völliger Ruhe, nackt und schön in

trägem Schlummer, sich im blauen Gewölk des Horizontes verlierend; .... bald wieder einem Ungeheuer gleich mit drohendem Antlitz, gerunzelten Brauen, aus tausend schaumumkränzten Schlünden brüllend, während es gleichsam hungrig und beutegierig mit seinen starken Pranken gegen das Ufer donnert.

In diesem grossen, starken, freien Meer ruht das dänische Land wie ein blühendes Kind in seiner Mutter Schooss. Mit mütterlicher Sorgfalt umschliesst das Meer das ganze Land und alle seine Inseln mit seinen weichen Armen, und Nacht und Tag murmelt es den Söhnen des Landes sein Wiegenlied. Aber Dänemark ist auch im buchstäblichen Sinne ein Kind des Meeres, ein Pflegesohn der Wellen, aus deren Schooss es am Morgen der Zeiten langsam emporgetaucht ist. Es ist alter Meeresboden, der allmählig über den Meeresspiegel emporgehoben ist, was u. a. erklärt, dass man mitten im Lande Rollkiesel, Muschelschalen und Meerestiere tief unter dem Erdboden finden kann.

Und auch jetzt noch wird man überall an diesen Ursprung des Landes erinnert. Wohin man auch kommen mag, immer wird der Gedanke unwillkürlich auf das Meer zurückgelenkt. Jene charakteristische Wellenform der Oberfläche, die dem Auge überall entgegentritt, das eigentümliche Rauschen der laubreichen Wälder, das an das Brausen des Meeres erinnert; die meerblauen Augen der Einwohner, ihre weisse Haut und ihre hellen Haare, sogar die seltsame Kühle ihres Gemüts, eine eigentümliche Mischung von zäher Kraft und weicher Nachgiebigkeit — alles erscheint uns wie ein Erbe von jenem Meer, dem Land und Volk sein Dasein verdankt.



Skagens Gren.

Skagen.

Wer das Meer in seiner ganzen Kraft und Fülle sehen will, der muss nach Skagen reisen. Dort lernt er zugleich die Dünen in ihrer grössten Ausdehnung kennen und macht schliesslich Bekanntschaft mit einem Städtchen, das an Eigentümlichkeit seines Gleichen sucht.

Skagen ist nämlich der Name eines armen Fischerdorfes von über zweitausend Seelen, das draussen auf dem äussersten, öden Ende von Jyllands Nordspitze einsam zwischen den Dünen liegt, von zwei grossen Meeren umgeben, deren unaufhörlich vorrückende Wellenreihen dort auf einander treffen und mit einander ringen, wie zwei lärmende Heere, — übrigens mit der umgebenden Welt verbunden (oder von ihr getrennt) durch eine schmale, meilenlange, ganz unbewohnte Dünenwüste, wo nur eine Reihe trauriger Telegraphenstangen an menschliche Tätigkeit erinnern.

Der Weg dorthin geht aus von Frederikshavn, der Endstation der jütischen Längsbahn, einem kleinen, lebhaften Handelsplatz, der an einem bedeutenden Hafen, dessen mächtige Fangarme sich weit ins Meer hinaus erstrecken, fast über seine Kräfte tätig ist. Die ganze Schiffbrücke, ja die ganze Stadt riecht nach Fischen. Denn von dem Hafen aus findet ein wichtiger Export von Seetieren aller Art statt, die entweder in Fischerbooten über das Kattegat nach Kopenhagen versandt werden, oder auf Eis mit der Eisenbahn durch Jylland hinunter bis in die Mitte von Deutschland.

Ueber die Vorzüglichkeit der Fische giebt es nur eine Meinung. Eine Frederikshavner Goldbutte könnte ihre Brust mit mehr Ehrenzeichen bedecken als irgend ein Fürst. Zum weiteren Beweise kann man folgendes anführen: Ein reicher Hamburger Kaufmann, der ganz Europa von Lissabon bis Konstantinopel bereist, Austern in Marennes gegessen, Muskatwein in Montefiascone getrunken und Datteln in Valencia gepflückt hatte, kam einst auf der Durchreise zufällig hieher in die Stadt, zog in ein Hôtel und verlangte ein Gericht Fische. Seitdem kehrte er regelmässig jeden Sommer zurück und blieb mehrere Wochen hier, nur um frische Goldbutten zu essen. Und er setzte seine Seligkeit zum Pfande, dass ein höherer Genuss keinem Sterblichen vergönnt sei.

Von Frederikshavn bis Skagen sind fünf Meilen. Man denkt daran, die Eisenbahn bis dort hinauf fortzuzetzen und ein Geleise durch die Dünenwüste zu legen, ein Plan, der wahrscheinlich in recht naher Zukunft wird ausgeführt werden. Vorläufig muss man indessen mit dem gelben Postwagen vorlieb nehmen, und man ist nicht schlecht darin aufgehoben. Im Gegenteil. Man sitzt recht behaglich zwischen den Polstern des Wagens, man hat freie Aussicht nach beiden Seiten, und die Landschaft

gleitet nicht schneller vorbei, als dass die Eindrücke dieser merkwürdigen, wilden und grossartigen Poesie Zeit haben, sich in uns zu befestigen. Endlich hat man auf dem Bock einen Kutscher im leuchtenden roten Mantel, der gern ein kleines munteres Stückchen auf seinem Horn bläst, wenn man es wünscht.

Und eine kleine Zerstreuung ist auf diesem ersten Stück Weges nicht unzweckmässig. Denn das Terrain ist zu Anfang eben und ziemlich einförmig. Wohl begleitet uns getreulich im Osten der blaue Streifen des Kattegats, aber in weiter Entfernung; und im Westen hat man nur die Aussicht auf Sandfelder, bleiche Sumpf- und Wiesenstrecken mit zerstreuten Gehöften und hie und da mit einem kleinen verkrüppelten und vom Winde zerzausten Gehölz, das gleichsam am Boden hinkriecht.

Aber nach und nach erblickt man die Dünen. Zuerst tauchen sie im Osten auf und versperren hier bald die Aussicht auf das Meer. Dann erscheinen sie auch im Westen, und verraten, dass nun das Land schmäler wird, dass bei jedem Schritt die beiden grossen Meere sich einander nähern, um zuletzt draussen über die Sandbank von Skagen hin mit ihren aufgeregten Wassermassen die letzte Schranke zu durchbrechen und wie schäumende wilde Tiere sich auf einander zu stürzen. Bald hört man nun auch das Kattegat dicht neben sich hinter den Sandhügeln zur Rechten brausen; bleibt man stehen und lauscht, so wird man bei ruhigem Wetter und besonders nach Sturm auch das dumpfe, ungeduldige Donnern der noch fernen Nordsee gegen die Küste deutlich vernehmen. —

Gleichwohl verläuft der Weg verhältnismässig ruhig bis man Aalbæk, ein kleines Fischerdörfchen ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Frederikshavn und Skagen erreicht.

Hier ist es, wo sich die Postwagen von Norden und Süden her an einem kleinen Kruge von höchst primitiver Beschaffenheit treffen. Im Sommer, besonders in der Ferienzeit, wenn die Zahl der Wagen von beiden Seiten her sich auf gegen zwanzig beläuft, entwickelt sich hier, gleichsam mitten in der Wüste während der halben Stunde, die man am Kruge wartet, ein recht buntes Stückchen Reiseleben. Von Wind und Sonne mitgenommen, begeben sich die Reisenden in den verschiedensten Kostümen in die kleinen, niedrigen Stuben, die sie schnell füllen — die eine Hälfte lebhaft ergriffen, ganz voll von all dem, was sie gesehen haben, und mit lauter Stimme davon erzählend als wären sie Seeleute, die daran gewöhnt sind durch Wogenlärm und Sturm sich verständlich zu machen, — die andere Hälfte aufmerksam lauschend, erwartungsvoll gespannt, alle Bruchstücke der Beschreibungen des sie erwartenden Schauspiels in dem allgemeinen Lärm begierig erhaschend.

Das ganze ist das lustigste Durcheinander. In den verschiedensten Sprachen ruft man nach den verschiedensten Hunger und Durst stillenden Mitteln. Hundert Hände fallen im Augenblick über die verstörten Mädchen her, die mit einem Arm voll Flaschen, Tassen, Gläsern und Dingen aller Art von der Küche her kommen. Dort steht ein gesetzter, älterer Gentleman in grauen Gamaschen und trinkt Bier aus einem Spülnapf. Hier streitet sich eine ausgelassene Gesellschaft von Damen und Herren um einen Teller mit Butterbrod. Ueberall die munterste Verwirrung. Da ertönt von draussen das Hornsignal, das Zeichen zum Aufbruch. Nun ist die Frist zu Ende — zu den Wagen!

Hier ist jedoch zu bemerken, dass wir die Reise nicht mit demselben Wagen fortsetzen, der uns hierher brachte. In der Regel pflegt dies ein geschlossener Wagen

zu sein; aber ein solcher ist zu schwer und breit für die Wege, auf denen wir jetzt fahren sollen. Wir besteigen daher einen gewöhnlich zweisitzigen, sogenannten „holsteinischen“ Wagen, in dem man auch sehr bequem sitzt, und von dem man gleichfalls die Aussicht auf einen Kutscher im leuchtenden roten Rocke vor sich hat. Ein alter verwitterter Seemann mit einem grossen, violetten Gesicht, einem weissen struppigen Kinnbart und einem tabaksbraunen Mund hilft uns auf den Sitz. Er erwartet kein Trinkgeld dafür; er ist nur da, weil es ihm jetzt, wo er zu alt und steif geworden ist für den Dienst auf der See, Spass macht, jeden Mittag hier zu stehen und sich all das fremde Treiben anzusehen; — ohne jede Berechnung überall, wo es nötig ist, eine hülfreiche Hand zu bieten, das liegt den Leuten gleichsam im Blute in diesen Gegenden, deren rauhe Wildheit die Menschen beständig zwingt zusammenzuhalten und sich gegenseitig zu unterstützen.

Da knallen alle Peitschen. Unter Grüssen und Tücherschwenken rollen die beiden Wagenreihen wieder fort — jede nach ihrer Seite die geraden Linien der Telegraphenpfähle entlang. Die Hände tief in den grossen Hosentaschen, langsam an ihrem Tabak kauend, blickt die alte Theerjacke uns noch lächelnd nach, bis wir alle aus ihrem Gesichtskreise verschwinden; — und wieder liegt die kleine Karavanserei einsam und verlassen in ihrer Sandwüste, deren unendliches Schweigen sie verschlingt. —

* * *

Bisher waren die Dünenreihen nur niedrig und ihre Entfernung von einander recht bedeutend. Aber je weiter wir Aalbæk hinter uns lassen, desto mehr verändern sich die Verhältnisse. Allmählich wachsen die Dünen auf

beiden Seiten an Höhe wie an Ausdehnung und zugleich rücken sie Schritt für Schritt einander näher — um zuletzt da draussen in dem grossen ganz unbewohnten Sandmeer, das uns noch von Skagen trennt, sich ganz mit einander zu vereinigen.

Wir sehen es bereits vor uns wogen — grau, graugrün, mit schaumweissen Spitzen, wild und furchtbar öde, wie eine ungeheure Brandung, die plötzlich erstarrt und verstummt ist. Bald werden seine unfruchtbaren, nur mit vereinzelnten Halmen von Strandhafer bewachsenen Anhöhen uns enger und enger umschliessen. Wir sehen nur noch den Himmel über uns und zerrissene Abhänge mit leise treibendem Sande auf allen Seiten. Immer tiefer wird das beklemmende Schweigen. Wir hören nur das Knarren der Wagenräder in dem tiefen Sande und ein wunderbar gespenstisches, gleichsam schmerzvolles Seufzen von den dürren Büscheln des Strandhafers, wenn der Wind durch sie fährt.

.... Die Düne ist vom Sturm gebildet. Sie besteht aus Flugsand, d. h. feinem, weissem Sande, den das Meer auf den Strand geworfen, den die Sonne getrocknet und die Stürme von da mit sich geführt und zuletzt in hohen Haufen aufgetürmt haben, ganz wie sie es in den Wintertagen mit dem losen Schnee machen. In früheren Zeiten, bevor man die Fähigkeit des Strandhafers kannte, mit seinen unglaublich langen und feinen Wurzeln dem Flug des Sandes Einhalt zu thun, war eine solche Dünenregion in einer unaufhörlichen und schicksalsschwangeren Bewegung. Bei dem gelindesten Windhauch begaben die feinen losen Teilchen sich auf die Wanderung. Das Treiben währte fast beständig, veränderte die Gestalt der Dünen täglich oder verrückte sie nach und nach ganz. Und wenn nun erst die Stürme losbrachen! Welch Schrecknis wie am Tage des Weltgerichts!

Eine dichte dunkelblaue Wolke von aufgewirbeltem Sand hüllte die ganze Gegend ein und verdunkelte das Licht der Sonne. Alles war in der wildesten Flucht. Eine nach der andern wurden die Dünen emporgerissen und pfeifend durch die Luft geführt — weit über die Einöde, zurück ans Meer oder auf das angrenzende fruchtbare Land, das sie begruben.

Man kann sich noch einigermassen eine Vorstellung von jenem wilden Schauspiel an einigen übriggebliebenen Flecken bilden, die bis jetzt sich hartnäckig jedem Versuch widersetzt haben, sie unter die Zucht der Kultur zu beugen. So an dem berühmten — und berüchtigten — Raabjærg Meiler (Mile).

Um ihn zu erreichen, muss man die Poststrasse verlassen und sich westwärts durch die Dünen wenden. Zuletzt sieht man dann eine weitausgedehnte Reihe von hohen, breiten, sanft gewölbten, aschgrauen oder — wenn die Sonne sie bescheint — silberflimmernden Sandwellen, vollkommen kahl, so sehr von jeder Vegetation entblösst, als hätten sie sich eben erst aus des Meeres Tiefe erhoben. Eine Totenstille, eine beklemmende Einsamkeit lagert über ihnen. Je mehr man sich diesen mächtigen, schweigenden, von allem Leben verlassenen Massen nähert, besonders wenn zerrissene Wolken wie angstvoll darüber hin fliegen, desto mehr wird man ergriffen von ihrer wilden, grossartigen Melancholie, und man beginnt die Erzählungen von dem plötzlichen Schrecken zu verstehen, der auf diesem Golgatha Leute ergriffen haben soll, die einsam darüber hin wanderten.

Bei stillem Wetter beschränkt sich die Bewegung des Sandes auf ein feines, mehlartiges Stäuben, das sich an der Oberfläche hält und ein Besteigen nicht hindert. Kann ein solches gleichwohl beschwerlich genug werden aufwärts durch den tiefen und weichen Sand der mäch-

tigen Abhänge, in dem wir bei jedem Schritt vorwärts mindestens die Hälfte zurück gleiten, und bleiben wir auch oft athemlos unterwegs stehen und werfen einen zweifelnden Blick aufwärts zum Gipfel und einen bedenklichen abwärts zum Tal — mit dem unheimlichen Gefühl, dass diese oder jene unsichtbare Zauberei sich unserm Vorschreiten widersetze und uns mit Gewalt zurückhalte, so wird doch alles Ungemach und alle Bedenklichkeiten reichlich belohnt, wenn wir erst den höchsten aller Gipfel erreicht haben.

Man hat dann im Norden die weisse, graue und welkgrüne Dünenwüste in ihrer ganzen mächtigen Ausdehnung vor sich, umschlossen von den beiden Meeren, die eben im Osten und Westen sichtbar werden. Welcher Anblick! Mit ihren unzähligen, scharfen, sonnenbeleuchteten Kämmen und ihren beschatteten Tälern, mit ihrer unendlichen Zahl von Spitzen und Vertiefungen und mit ihrer erstarrten Ruhe bringt sie im ersten Augenblick den Eindruck hervor, als ob man einen fremden Weltkörper überblickte, — eine jener toten Mondlandschaften, die uns erschrecken wie der Anblick einer Leiche, die in den Krampfzuckungen des Todesaugenblicks erstarrt ist. Aber nach und nach ändert sich der Eindruck. Grosse Wolkenschatten jagen hin über die wilde Fläche. Und indem man länger hinausblickt über die unendlichen Wellenreihen, während bald die eine, bald die andre Spitze plötzlich gleichsam verschwindet und bald darauf wieder sonnenbeschienen auftaucht, sieht es zuletzt aus, als ob das Tote lebendig geworden, als ob das ganze mächtige Sandmeer in ununterbrochener schaukelnder Bewegung sei. Ein Schwindel ergreift uns und wir haben die Empfindung, als ob wir uns auf dem Verdeck eines Riesenschiffs befänden und hinausschauten

auf den wilden Tanz der aufgeregten Wogen vor dem Steven.

Man kann sich dann niedersetzen in den warmen Sand und die weisse Fläche des Meilers selbst betrachten, die in grossen, ruhig schwellenden Formen sich um uns ausbreitet wie eine Landschaft der Urzeit ohne Leben und ohne Laut. Selbst Deine eigenen tiefen Fussspuren sind bereits im Sande verwischt, Deine Stimme wird von dem tiefen Schweigen dieser unendlichen Weiten verschlungen, ja sogar Du selbst würdest bald von diesen ewig wandernden Sandteilchen vernichtet werden, die sich lautlos um dich legen, sobald du Platz genommen hast, und sich über Deinen Beinen anhäufen, als duldeten sie Dich nicht hier in ihrem Gebiet und wollten Dich unter ihren Massen begraben. Und erhebt sich auch nur der gelindeste Wind, so wirst Du bald jeden Versuch aufgeben, sie Dir vom Leibe zu halten. Der aufgerührte Sand peitscht Dir ins Gesicht wie mit tausend feinen Nadeln und umgiebt Dich mit einer Wirbelwolke, dass Dir der Athem vergeht. Und indem Du eine lebhafte Vorstellung davon bekommst, wie es sich hier reisen müsste, wenn ein wirklicher Sturm plötzlich losbräche, eilst Du fort von hier wie von der Einöde der Verdammung selbst, und Du athmest nicht eher frei auf, als bis Du wieder wohlbehalten den Fuss des Hügels erreicht hast.

. . . In einem so öden, so menschenfeindlichen, so unheimlich unberührten Zustande hat also in alten Zeiten die ganze grosse Dünenregion sich befunden. Die Geschichte weiss recht traurige Dinge von den furchtbaren Verödungen durch Flugsand zu erzählen. Fruchtbare Wiesenstrecken, ganze Dörfer und grosse Landgüter wurden oft durch ein einziges Unwetter für immer unter seinen Massen begraben. Hier, auf beiden Seiten des ge-

wundenen, nur mit Heidekraut bedeckten Postweges, auf dem wir nun wieder Schritt für Schritt uns mühsam vorwärts arbeiten, hat der Bauer gepflügt, und die Kühe gegrast, und Gehöft lag hier neben Gehöft in Wohlstand und Glück.

Nun fährt man stundenlang ohne etwas anderes Menschliches zu sehen als die melancholischen Telegraphenstangen und das kleine Haus des Anpflanzers, das unbarmherzig mitten in die Einöde hinein gebaut ist. Rings um sich hat man nur Düne an Düne, immer höher und wilder werdend, mit dem in gleichmässigen Reihen angepflanzten Strandhafer- und Sandhalmbüscheln. Man sieht wohl einmal einen Fuchs zwischen den Sandhügeln umherschleichen, oder einen Hasen sich hinter einem Sandhaufen verstecken, und hier und da betrachtet uns wohl in der Entfernung eine Herde magerer, halbwilder Schafe von einer Hügelspitze mit verschüchterten Blicken. Das ist aber alles.

Endlich tritt uns im Osten, ein Stückchen vom Wege, ein sonderbarer Anblick entgegen: ein Kirchturm, der einsam über die Düne emporragt — ein Erinnerungszeichen an eine der ebenerwähnten Verödungen. Es ist der letzte Rest der alten Kirche von Skagen, die ihrer Zeit von den Holländern und Schotten, welche hier unter dem Schutz der Küste fischten, erbaut wurde. Bei einem furchtbaren Nordweststurm vor ungefähr einem Jahrhundert häufte sich der Sand dermassen über ihr an, dass die Kirchgänger seitdem jeden Sonntag mit Spaten und Schaufel sich einfinden mussten um hinein zu gelangen. Trotzdem wurde sie noch zwanzig Jahre danach benutzt, bis ein neues Unwetter sie ganz bis auf den Thurm begrub.

So nähern wir uns dem Ende der Reise. Bald führt der Weg aus den Dünen heraus. Wir sehen eine

ebene Sandheide vor uns und auf ihr — eine ausgedehnte Stadt mit einer kleinen Kirche, mehreren grossen Kaufmannsgehöften und vielen kleinen Häusern, deren Ziegeldächer doppelt rot leuchten gegen all den kreideweissen Sand.

Das ist Skagen.

* * *

Skagen liegt wie eine Oase auf der Grenze zwischen der Dünenwelt und der alleräussersten flachen Spitze von Jylland, jener kahlen sandigen Halbinsel, welche Grenen (d. i. der Ast, Zweig) heisst. Eigentlich sind es zwei Städte, Alt-Skagen (auch „die Höhe" genannt) an der Nordsee und Neu-Skagen am Kattegat. Die Entfernung zwischen beiden beträgt c. 1/2 Meile, und die zweite ist die bedeutendere, wie auch gerade sie schon im ersten Augenblick den Fremden durch die Ueppigkeit ihrer Umgebungen überrascht.

Die weiten Sandflächen, die sie umgeben, sind nach dem Aufhören des Sandflugs in braune Heiden und friedliche Sumpfmoore umgeschaffen und Stücke von diesen sind wiederum — Dank dem ausgezeichneten Fischdünger, d. h. dem Abfall von den Fischen, die das Meer hier so reichlich schenkt — durch mühsame Arbeit in recht fruchtbares Ackerland umgewandelt, auf dem Kühe grasen und Pferde pflügen.

Ja, sogar ein ganz kleines Wäldchen winkt uns im Sande entgegen, das man durch einen unermüdlichen, jahrelangen Kampf gegen die Elemente grossgezogen.

Dennoch darf man nicht erwarten, hier irgendwie die Kultur einer Grossstadt zu finden. Die lange, fast einzige Strasse der Stadt besteht aus fusstiefem Sand, durch den ihre Bewohner einen eigentümlichen Gang bekommen haben, so dass man überall im Lande den Mann aus Skagen an der Art erkennen kann, wie er

die Füsse aufhebt. Zwischen den Häusern liegen die kahlen Dünen. Die sogenannten „Gärten", denen die Einwohner eine so rührende Zärtlichkeit widmen, bestehen im Allgemeinen nur aus einem mit Lattenwerk eingehegten Stückchen Sand von der Grösse eines Betttuchs, worin ein Paar vereinzelte Blumen unter dem Schutz einer aufgerichteten Topfscherbe ein kümmerliches Dasein führen. Hinter dichtem Plankenwerk vermag hier und da eine kleine Hecke zu gedeihen, aber den kleinsten neugierigen Trieb, der über die Oberkante der Planken hinausgucken will, scheert der Westwind augenblicklich ab.

Natürlich wird man überall ans Meer erinnert. Dort wird das Dach eines Nebengebäudes durch ein altes getheertes Boot mit dem Kiel nach oben gebildet; hier hat das Schwein der Familie in der Kabyse eines gestrandeten Schiffs Logis gefunden. Angeschwemmtes Wrackgut aller Art begegnet dem Auge überall . . . . . gar nicht zu reden von den Pfahlreihen mit Guirlanden von zum Trocknen aufgehängten Fischen und der Unzahl von ausgespannten Netzen um jedes Haus.

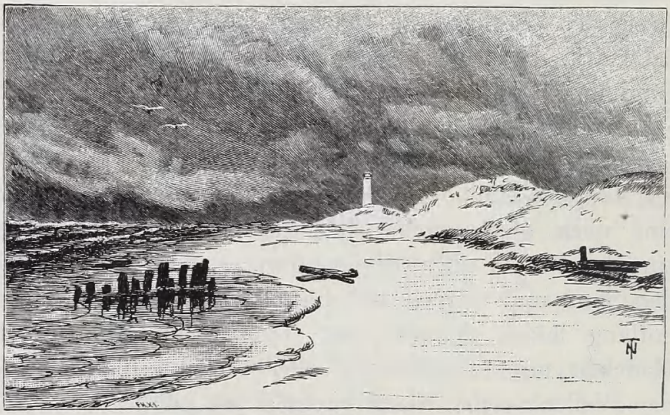
Eine hohe Dünenreihe trennt die Stadt (hier Neu-Skagen) von dem Kattegat und bildet ihren Schutz gegen Osten. Von einem Hafen ist dort nicht die Rede; auch nicht einmal ein Pfahl zum Vertauen findet sich hier; Sand und See würden ihn augenblicklich fortreissen. Die grossen Böte sind in Reihen auf dem ansehnlichen Strande aufgestellt und werden jedes Mal, wo sie benutzt werden sollen, unter Gesang mit Hülfe von 6—8 breiten Fischerrücken in die See hinaus geschoben.

Zur Zeit der düstern, wilden Winterstürme, wenn der Himmel mit graublauen, fliehenden Wolken schwer über Land und Meer liegt, wenn die grossen, weissen Möwen sich ängstlich unter den Dünen zusammenkauern, und die Brandung schäumt und rast, so dass kein Boot

auslaufen kann; wenn selbst der Rauch nicht recht aus den Schornsteinen heraus will, sondern sich niedrig und gleichsam ängstlich über die Dächer hin abwärts drückt — da drängt der ganze Ort sich gleichsam dichter zusammen zwischen seinen Sandhügeln. Thüren und Luken werden sorgfältig verschlossen. Die Böte werden ganz auf den Dünenzug hinaufgeschoben, damit die steigende See sie nicht erreichen kann, alles bewegliche wird angeschnürt und festgebunden wie auf Deck bei einem Orkan, alle halten sich so weit möglich innerhalb ihrer vier Wände, und tagelang liegt die ganze Stadt da wie im Halbschlaf, ganz in sich versunken, während Sand und Schaumflocken darüber hin wirbeln.

An stillen, hellen, sonnigen Tagen hingegen, wie sie besonders im Sommer nicht selten vorkommen, bietet die Stadt das lebhafteste Schauspiel dar. Die Böte kommen eins nach dem andern mit ihrem Fang vom Meere zurück, werden über die Brandung geworfen, laufen auf den Sand und werden ans Land gezogen. Den Strand entlang laufen Scharen von halbnackten Knaben und Mädchen mit aufgehobenen Kleidern und plätschern in den Wellen; andre sitzen im Schatten unter den heraufgezogenen Böten, die Hände in den Schooss gelegt, und betrachten die kleinen pfeifenden Seeschwalben, welche unaufhörlich über die Wasserfläche hinstreichen und nach Fischen tauchen. Oben auf der Dünenreihe sitzen Fischer, die auf Nachtfang draussen gewesen sind und bringen ihre Netze in Ordnung; andre stehen auf dem Ausguck, unbeweglich wie Bildsäulen, die Hände tief in den Hosentaschen, und wenden die Augen nicht vom Meer. Drinnen im Städtchen, wo der Sand unter den Fusssohlen brennt, stehen alle Thüren offen, und rings um die Häuser liegen Enten, Hühner und Ferkel und lassen sich mit Wolbehagen von der Sonne braten. Dort sitzt

ein fleissiger Maler zusammengekauert unter einem grossen gelben Regenschirm wie ein Frosch unter einem Pilz; hier steht ein junger Tourist mit einem Mückenschleier um den Hut und schäckert mit einem Paar lachlustigen Fischermädchen; und weit draussen zwischen den Dünen — mitten im glühenden Sonnenbrande — spaziert eine ganze Familie mit roten, gelben, grünen und blauen Sonnenschirmen hinaus nach dem Leuchtturm. Denn der Leuchtturm! . . . . . das ist Skagens Stolz und



Skagens Nordstrand.

das Endziel aller Touristen. Hoch und schlank erhebt er sich draussen auf der äussersten Spitze als des Landes letzter, gewaltiger Meilenzeiger.

Man muss gegen Sonnenuntergang dorthin gehen, an einem stillen Tage mit heller, klarer Luft. Das Schauspiel, das sich uns von der Spitze der schlanken Säule aus darbietet, hat sicher nicht seines Gleichen.

Drunten, gerade unter uns, liegt Grenen, der flache, schmale Sandvorsprung, der sich als das bei allen Seeleuten berüchtigte Riff von Skagen ungefähr

eine Meile unter Wasser in die See hinaus fortsetzt. Selbst an windstillen Tagen, wenn das Kattegat wie ein Spiegel daliegt und die Nordsee nur die ruhige Bewegung der Dünung zeigt, steht ein Schaumkamm draussen über jener Stelle, wo die beiden grossen Meere sich treffen. Diese überblickt man meilenweit nach beiden Seiten. Hunderte von Segelschiffen und Dampfern ziehen über sie hin und senden mit der Flagge durch die kleine Signalstation am Fusse des Turms einen Gruss heimwärts. Wendet man sich nun um, so blickt man hinein ins Land, das man von hier aus wie auf einer Landkarte studieren kann. Zuerst erblickt man einen kleinen Dünensee hart am Fusse des Turms, von wo ein ohrenbetäubender Lärm der Möwen, welche hier ihren Versammlungsplatz haben, emporsteigt; dann kommt die Stadt, und hinter ihr wieder die graugrüne Dünenregion mit ihrer unendlichen Zahl von Gipfeln.

Und über dieses Meer und dieses Land breiten sich reichere und reichere Farben, je mehr die Sonne sich dem Horizonte nähert. Die Dünen glühen wie Feuer und ein Strom Purpurs gleitet über das Meer, indem die blutige Sonnenkugel seinen Spiegel berührt.

Die Nordsee.

Wie bekannt giebt es wenige Punkte in der Welt, wo alljährlich so viele Schiffe — Dampfer sowie Segelschiffe — zu Grunde gehen, wie an der jütischen Westküste. Von Weststürmen verschlagen oder in dichten Nebel eingehüllt treiben sie hilflos von der Nordsee (die Dänen nennen das Meer „Vesterhav") hinein, stossen auf den Sand und werden dort elend von der Brandung zerschlagen.

Tausend und aber tausend stolze Segler haben hier ihr Grab gefunden; und trotz allem, was die neuere Zeit in Bezug auf Leuchttürme, Seezeichen, leuchtende Nebelsignale u. s. w. gethan hat, trägt dieser öde, wilde, zerrissene Strand noch heutzutage den Namen „Schiffskirchhof" mit Recht.

Dieser Kirchhof hatte in alten Tagen seine Leichenräuber unter den Bewohnern des Küstenlandes, die in Complexen von kleinen, getheerten Holzhütten hier und dort hinter der kahlen Düne lebten und sich für gewöhnlich friedlich vom Fischfang auf dem Meer ernährten. Aber wenn die Stürme wüteten, oder die Nebel den Strand umhüllten, erwachten in diesen halbwilden Menschen unheimliche Leidenschaften. Dann lagen sie in Reihen oben auf den Dünen und lauschten auf das



Eine Strandung: Das Rettungsboot geht aus.

Donnern des Meeres, unerschütterlich, mit einem gierigen Aufblitzen in den halb geschlossenen Augen — wie lauernde Schakale, die Kampflärm hören und Beute wittern. Wehe den Unglücklichen, die vor Wind und Wellen landeinwärts trieben! Keine helfende Hand wurde ihnen in ihrer Bedrängnis gereicht, Niemand gab Antwort auf ihr herzzerreissendes Jammergeschrei. Und vermochten sie selbst durch ein Wunder gerettet das Land zu erreichen — ein Messerstoss in die Seite und ein Fusstritt ins Auge war der Willkommensgruss, der sie erwartete. Und während die Brandung die Trümmer des zerschellten Schiffes und seine Ladung auf den Strand warf als Beute der Räuber, wurden die verstümmelten Leichen im Sand der Düne verscharrt, und jedes Erinnerungszeichen an die blutige Tat war damit ausgelöscht.

Noch heute spielen diese Strandungen im Leben der Nordseefischer eine nicht unbedeutende Rolle. Eine „gute“ Strandung kann manchen fehlgeschlagnen Fischzug aufwiegen, und der Ertrag des Jahres wird an manchen Plätzen ebenso sehr nach der Anzahl und dem Wert der Strandungen als nach dem Glück beim Fischfang berechnet.

Aber wie die Düne selbst, müssen sich jetzt auch ihre Bewohner und deren Leben den Forderungen der Civilisation fügen. Die ganze Küste entlang findet man jetzt, oft nur wenige Meilen von einander entfernt, Rettungsstationen, die der Staat eingerichtet hat, und die unter grossen Kosten erhalten werden, mit sinnreich construierten Rettungsböten, Raketenapparaten zum Schiessen der Rettungsleinen ausser vielen andern Hülfsmitteln zur Rettung bei Schiffbrüchen, — vor allem aber mit einer besoldeten, gut organisierten und vorzüglich eingeübten Rettungsmannschaft, die aus den kühnsten, stärksten und zuverlässigsten Männern der Küste ausgehoben ist.

Mit einem Heldenmut, einer Aufopferung, einer Kaltblütigkeit, die Bewunderung erwecken muss, verlassen sie Haus und Heim, sobald der Notschuss ruft, und wagen oft in der Brandung das eigene Leben, um die schiffbrüchigen Mitmenschen zu retten, die sie nicht kennen, ja deren Sprache sie meist nicht einmal verstehen.

Diese Art von Strandungen, wo es die Rettung des Lebens und nicht des Schiffes gilt, gehören indessen nicht zu denen, die hier heutzutage die Fischer bereichern. Im Gegenteil. Dafür dass sie unter unglaublichen Anstrengungen — und oft mit dem Tode vor Augen — halbe oder ganze Tage mit der Brandung kämpfen, empfängt Jeder aus der Rettungsmannschaft nur ein Paar Kronen Löhnung, und das Wrack wie die Ladung, die später geborgen werden mag, gehört den Assecurandeuren und wird unter Staatscontrolle verkauft. Unter andern Umständen aber, wenn nämlich ein Schiff (besonders ein Dampfer mit kostbarer Fracht wie Baumwolle oder Kaffee) bei Nebel oder durch Unachtsamkeit auf den Sandgrund stösst und um wieder flott zu werden fremden Beistandes bedarf, erhalten die Fischer Gelegenheit Etwas zu verdienen. In solchen Fällen, wo kein Menschenleben, sondern nur die wertvolle Ladung des Schiffes auf dem Spiel steht, müssen dort oft recht beträchtliche Lösegelder bezahlt werden, von denen den Fischern immer ein Drittel zukommt, selbst wenn ein herbeigerufener Bergungsdampfer die Arbeit ausführt.

Der Grund, auf dem die Schiffe aufstossen, besteht aus den sogenannten Riffen (Revler), langen, festen, unterseeischen Sandbänken, die — im Allgemeinen drei an der Zahl — in verschiedenen Abständen genau der Küstenlinie folgen. Sie offenbaren sich auch bei stillem Wetter dadurch, dass sich die See an ihnen bricht („die Brandungswellen"), obwohl die äusserste Reihe in 16 Fuss

Tiefe liegt. Zwischen ihnen ist das Wasser tief und schiffbar. Das erste Riff, d. h. dasjenige, welches der Küste am nächsten liegt, ist nur durch ein Paar Ellen seichten Wassers von ihr getrennt und liegt bei östlichen Winden bisweilen ganz über der Oberfläche des Wassers. Ueber dem zweiten Riff steht unter gewöhnlichen Verhältnissen gut zehn Fuss Wasser, und auf ihm stossen die grössern Schiffe gewöhnlich das erste Mal auf, während die Brandung sie unbeschädigt über das äusserste, dritte Riff gehoben hat. Aber auch über jenes zweite Riff können die Schiffe bei hoher See geworfen werden, selbst nachdem sie aufgestossen sind, und dann finden sie auf dem ersten Riff ihren Untergang. Nur wenn die Schiffe sehr klein sind, oder bei einem Orkan, kann die See sie auch hier hinüberführen und ganz auf den Strand setzen.

* * *

Es war an einem Herbsttag. Wir waren eine Gesellschaft von vier Personen, die — durchfroren und ermattet nach einer achtstündigen Wagentour den Nordseestrand entlang — gegen Abend eines jener kleinen Fischerdörfer erreicht hatten, die sich hinter der Dünenreihe verstecken. Es hatte vier Tage lang stark geweht und der Wind hatte sich zuletzt zu einem Orkan gesteigert, der das Meer in einen solchen Aufruhr versetzt hatte, dass wir bei dem letzten Stück Weges von seinem übermächtigen Tosen ganz taub geworden waren.

Nun sassen wir geschützt und bequem in der kleinen Gaststube und erfrischten durch einen warmen Grog unsere Lebensgeister in Gesellschaft des Strandvogts, des Commandeurs des Rettungsboots und einiger anderer von der Rettungsmannschaft, alles starke, breitschultrige, bärtige Gestalten, deren ernste, verwitterte Gesichter

und etwas gebeugte Haltung genugsam von ihren anstrengenden und gefahrvollen Abenteuern auf der See erzählten.

Natürlich geriet die Unterhaltung bald auf die Strandungen. Die letzte, die hier stattgefunden hatte, lag ungefähr drei Vierteljahre zurück, aber sie war auch eine von den furchtbarsten gewesen, die man seit langer Zeit erlebt hatte. Der Commandeur der Rettungsmannschaft, eine drei Ellen hohe und entsprechend breite Hünengestalt, mit einem rotbraunen bis zum vierten Westenknopf reichenden Bart, erzählte ungefähr folgendes darüber:

„Es war gerade Weihnachtsabend. Es war ein rasender Sturm, schon mehr ein Orkan mit Schneetreiben und schneidendem Frost, so dass die See, die bis an die Dünen hinaufschlug, wie von Glasscherben klirrte. Ich war bei Sonnenuntergang auf Ausguck gewesen und hatte übers Meer gesehen und dabei, wie das Gesetz befiehlt, die Nachtwache ausgestellt, bevor ich heimging. Dann war die Uhr wohl so ungefähr zehn geworden, ich hatte mich ins Bett gelegt und vielleicht auch ein Stündchen geschlummert — denn ordentlich schlafen kann ich bei solchem Wetter nicht — da wird hastig an meine Fensterscheibe geklopft. „Was ist los?“ frage ich. — „Ein Schiff strandet draussen bei Röderende dicht unter Land. Ich kann die Leute schreien hören“, antwortete die Stimme des Wächters. — „Hast Du das Signal gegeben?“ fragte ich; aber er war schon fort um die Nachricht weiter zu bringen. „Gott helfe den Armen,“ dachte ich, indem ich aufstand. „In einer solchen Nacht giebt es gewiss keine Rettung“. Dann weckte ich auch meine Frau, die in der Eile einen Schluck Kaffee wärmte, während ich die Oelkleider anzog, den Südwester unters Kinn band und eine Laterne anzündet. Aber die Laterne wurde in dem selben Augenblick vom Sturm

ausgelöscht, wo ich aus dem Hause trat. Es war ein entsetzliches Wetter. Ich konnte nicht die Hand vor Augen sehen; nur die weissen Schneepünktchen sah ich schimmern, die mir dicht an den Augen vorbeiflogen. Obwohl ich nicht gerade sehr zart bin, so hatte ich doch kaum die Kraft mich gegen den Sturm aufzuarbeiten und die Kälte war so stark, dass sich bald lange Eiszapfen in meinem Bart bildeten. — Draussen am Schuppen des Rettungsbootes, wo wir uns immer versammeln, traf ich mehrere andere von der Rettungsmannschaft, die schon in ihrem Oelzeug da waren, und bald waren wir alle beisammen. Ein Paar Mann blieben bei dem Rettungsboot, um die Ankunft der Fuhrleute abzuwarten, während wir anderen uns sofort mit dem Raketenapparat nach der Strandungsstelle begaben. — Röderende liegt nun zwar nicht mehr als eine halbe Viertelmeile entfernt, aber dennoch waren wir sicher eine ganze Stunde unterwegs, obwohl wir uns nach Kräften beeilten. Tappend arbeiteten wir uns durch die Finsternis und den Sturm und die wirbelnden Dünen und erreichten endlich die Spitze der äussersten Düne, wo das Meer uns entgegen brüllte. Nur mit genauer Not konnten wir uns oben auf der Höhe gegen den Sturm aufrecht erhalten, wenn wir uns fest umschlungen hielten. Die gläsernklingende Brandung hörten wir dicht unter uns, und dann und wann wurden wir mit gefrorenem Schaum überschüttet. — Wir konnten noch immer nicht die Hand vor Augen sehen und im ersten Augenblick hörten wir nichts anderes als das Rasen des Sturms und der Wellen. Anfangs macht Einen die Brandung nämlich immer stocktaub; erst wenn man sich etwas an ihr Donnern gewöhnt hat, hört man jeden noch so leisen Laut, ja sogar die feinen Töne einer Lerche ganz deutlich durch sie hindurch. Es dauerte auch nicht lange, so hörten wir die

heiseren, herzzerreissenden Jammerrufe der Schiffbrüchigen zugleich mit dem Brechen und Krachen des Schiffs in allen seinen Fugen und den pfeifenden Tönen von zersprengten Tauen. Wir versuchten Raketen zu ihnen hinüber zu schiessen, aber vergebens. Gegen ein solches Wetter reichten sie nicht aus. In einzelnen Augenblicken schien es, als ob die Stimmen draussen verstummten, während das Krachen nur verstärkt wie dumpfe Kanonenschüsse herübertönte. Aber dann ertönten die Weherufe nur noch wilder und herzzerreissender — lauter als alle der Schrei einer Frau, durchdringend hülflos, unaufhörlich, während man hörte, wie die Männer oben in dem Tauwerk, das über der Brandung hin und her schleuderte, im Kampf der Verzweiflung mit einander rangen. — Endlich kam das Rettungsboot, mit 6 Pferden bespannt. Wie sie bei dieser Dunkelheit durch die Dünen hatten kommen können, war kaum begreiflich; die armen Tiere hatten sich denn auch abgemüht, so dass sie ganz mit Schweiss und Schaum bedeckt waren — und jetzt machten wir eilig das Boot klar und schoben es abwärts zum Strand. Ich sollte gerade meine Mannschaft zum ersten Angriff hinausführen (denn wir hatten beschlossen, einen Versuch zu machen, das wollten wir nun trotz allem) — da war es mit einem Mal, als ob das Meer sich zitternd gegen die Wolken erhöbe. Ein einziges splitterndes Krachen liess sich dicht unter Land hören. Darauf wurde alles still. Kein Schrei. Aber im Nu füllte sich das kochende Wasser vor uns mit einem Wirrwarr von zersplittertem Schiffsmaterial: Balken, Plankenstücke, Segel, Kisten, Taue und eine Menge grosser Tonnen, alle zusammen wurden im Kreise herum getrieben wie in einem siedenden Kessel. Da merkten wir, dass Alles vorbei sei..... Es war denn auch ein trauriger Anblick, der sich uns bei Tagesanbruch dar-

bot. Zwischen zerbrochenen Masten und verwirrtem Tauwerk lagen sieben steifgefrorne, gleichsam kandierte Leichen auf dem Strande, wo die Wellen sie angespült hatten. Das Schiff selbst lag auf der Seite in der Brandung und sah mit seinem Eispanzer und seinem Eisbart aus wie ein Talgtrog. So war denn für uns nichts mehr zu thun, und nachdem wir die Leichen auf einen Wagen gelegt hatten, fuhren wir mit ihnen in „die Stadt".

* * *

Ueberall, wo man an die Nordsee kommt, wird man an diese Verwüstungen erinnert, welche die abenteuerlichen Abwechselungen in dem einförmigen Leben dieser öden Gegenden bilden und welche der Gegenstand aller ihrer Sagen und Erzählungen sind. Den ganzen Strand entlang, bisweilen nur in einem Zwischenraum von wenigen hundert Fussen, liegen die zernagten Reste alter Schiffwracks, wie Skelette von vorweltlichen Tieren. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, d. h. wenn die See nicht allzu hoch geht, liegen die meisten halb auf Land. Dennoch lohnt es sich nicht, sie ganz abzuhauen, und man lässt sie daher so liegen und Jahr für Jahr tiefer und tiefer in den Sand versinken, bis dieser sie zuletzt völlig begräbt.

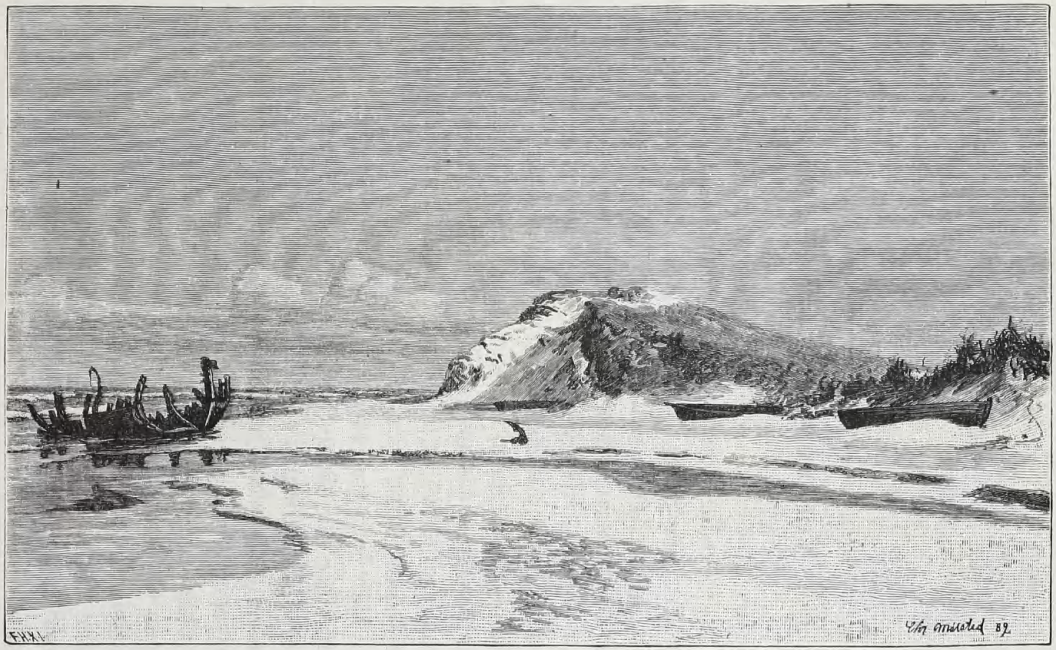
Uebrigens wirft der Wellenschlag täglich allerlei Sachen an den Strand, der gleichsam ein Stapelplatz für Alles ist, was die Wogen geraubt oder die Menschen von Küste zu Küste über Bord geworfen haben. Von jedem Verlust und fast jedem Ereignis draussen auf der weiten See bringt das Meer hierher Botschaft. Namenschilder, Champagnerflaschen, Schiffsfiguren, Weinkisten und tausend andre Dinge treiben hier ans Land und werden unter den Dünen von den Strandvögten in Haufen ge-

sammelt, um in Auktion verkauft zu werden. Dort trifft man einen ganzen Baum, der von fernen Landen herübergeschwommen ist, hier eine geschlossene, interessant aussehende Truhe, hier wieder eine zugekorkte Flasche mit einem Zettel, der den liebeerfüllten Sehnsuchtsseufzer eines schwärmerischen Seemannes nach seiner Herzliebsten enthält — oder den letzten Gruss einer schiffbrüchigen Mannschaft an die Heimat, bevor die Wogen sich über ihnen schlossen.

All diese angeschwemmten Gegenstände tragen durch die Art, wie sie unwillkürlich die Phantasie in Bewegung setzen, dazu bei, den Reisenden zu unterhalten auf seinen Wanderungen längs dieses einsamen Strandes, dessen Einförmigkeit nicht ermüdet und dessen grossartige Einöde und festliches Schweigen sich mehr und mehr unseres Gemüts bemächtigen und unsere Gedanken hoch über die kleinen Kümmernisse und Beschwerden des täglichen Lebens erheben. Auf der einen Seite rollt das unendliche Meer mit all seiner anziehenden und wilden Grösse; auf der andern erhebt die Düne ihre schweigende Mauer, die gleichsam jede irdische Sehnsucht abschneiden will; und vor sich hat man nur den breiten, weissen, kahlen Strand, von dem Schwärme grosser Möwen sich langsam erheben, während man sich nähert.

An einzelnen Stellen von Jyllands Westküste wird der Dünenzug von grossen, hohen Lehm- und Kalksteinhügeln unterbrochen, die sich ganz ins Meer hinausschieben, so dass die Brandung ihre steilen, oft wunderlich phantastisch geformten Seiten bespritzt. So liegt bei Lönstrup der abenteuerliche Rubjærg Knude (Knoten) und etwas südlicher Bolbjærg, ein überhängender Felsen mit dem merkwürdigen Felsstück Skarreklit, das — 40 Faden vom Lande entfernt — wie eine hohe Säule frei aus der Brandung hervorragt. In unmittelbarer Nähe

von Rubjærg Knoten liegt ein bekannter Badeort, das Fischerdörfchen Lönstrup, das wie die vielen anderen Badeorte an dieser Küste — namentlich das unvergleichlich schöne aber schwer zugängliche Blokhus — Jahr für Jahr stärker besucht wird von Leuten, die sich mit den brakigen, kleinen Wellen des Sundes nicht mehr begnügen, sondern den Anprall der salzreichen Brandung der Nordsee selbst gegen ihren Rücken fühlen wollen.



Breiter Vorstrand an der Nordsee mit dem Rubjærg Knoten im Hintergrunde und einem Wrack im Vordergrunde.

Von der Küste des Kattegat.

Von Frederikshavn bis Sæby sind es kaum zwei Meilen. Der Weg führt das Ufer entlang, so dass man die ganze Zeit auf der einen Seite die Aussicht über das Meer hat; auf der andern erheben sich hohe, steile Abhänge, teils kahl, teils mit niedrigem Gestrüpp bewachsen. Man bekommt Lust, auf der Fahrt anzuhalten und eine dieser Höhen zu besteigen, um sich umzusehen; aber man muss damit warten, bis man Sæby ungefähr erreicht hat. Ein wenig landeinwärts findet man dann einen hohen Punkt, der Gedebjærg heisst.

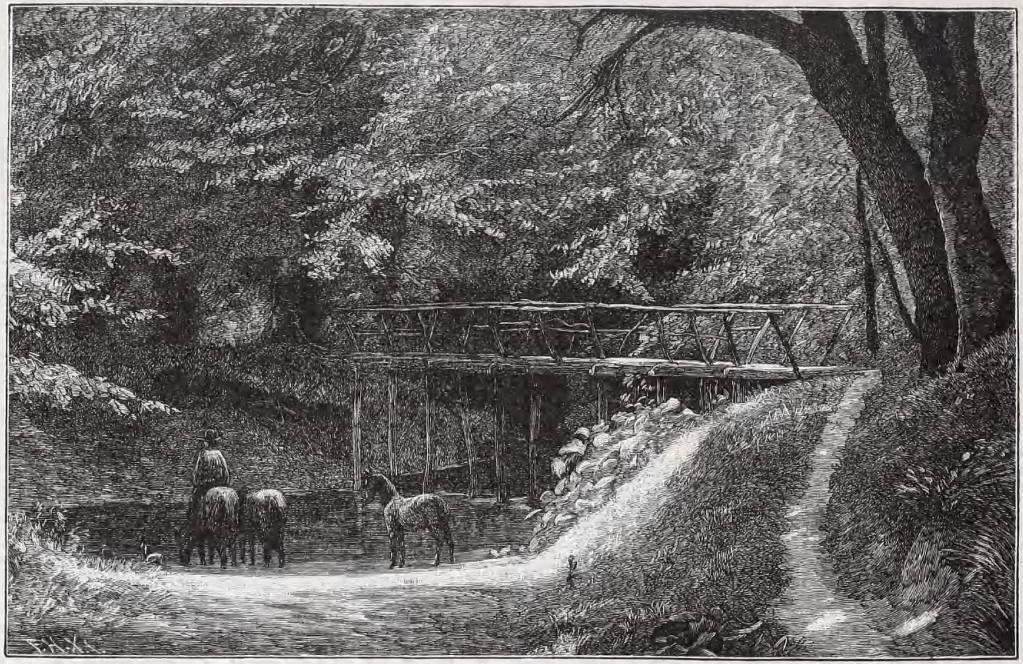
Man hat von hier nicht nur eine grossartige Aussicht über die kleine Stadt, den weissen Strand und weit über die See hinaus, sondern, wenn man sich nach Westen landeinwärts wendet, sieht man meilenweit hinaus über den sogenannten jütischen Höhenzug (Aas), ein weites, unruhig wogendes Hügelland, das mit Heidekraut, struppigem Gras oder niedrigem, verkrüppeltem und wetterzersaustem Gestrüpp (Kratt) bedeckt ist, über welches unzählige kleine kraterähnliche Hügelchen emporragen und der Gegend ein gleichsam vulkanisches Aussehen geben. Nur drunten in den tiefsten Thälern, wo der Wind machtlos ist, breiten sich Wälder und grüne Wiesen aus; und hier fliessen auch muntere Bäche am Fuss der Anhöhen ent-

lang und vereinigen sich zu grösseren Wasserläufen, Auen, die durch tiefe, bewaldete Schluchten ihren Weg hinaus zum Meere finden.

Hier bei Sæby hat eine solche „Au" gerade ihre Mündung, und das letzte Stückchen Weges windet sie sich tief drunten zwischen hohen, steilen Abhängen fort, bestanden mit herrlichem Walde, dessen dichte Laubmassen sich über ihr zusammenwölben wie ein Tempelbogen. Ein Fusssteig führt von der Stadt in den Wald hinaus und folgt dabei auf dem ganzen Wege dem sich stark windenden Lauf des Flusses. Kommt man von Skagen her, und ist das Auge von dort noch an die Unfruchtbarkeit der Dünen, das Ohr an das rauhe Donnern des Meeres gewöhnt, so ist der Uebergang zu dieser schwellenden Pracht und diesem seltsam tiefen Frieden, den nur die Wälder besitzen, überwältigend. Während man in dies geheimnisvolle Halbdunkel eintritt, hat man das Gefühl, als ob man plötzlich in eine Märchenwelt einträte, in einen Zauberwald oder einen gewaltigen Dom der Natur, und man mässigt unwillkürlich seine Schritte, geht langsam und andachtsvoll und lächelt in stillem Entzücken.

In göttlicher Reinheit spiegeln sich die schlanken Säulen der Stämme und die luftigen Gewölbe des Laubes im klaren Wasser. Oben vom Emporium der bunten Zweige strömen die jubelnden Hallelujas von Hunderten kleiner Chorsänger uns entgegen, und wie ein Orgelbrausen zieht der Wind durch des Waldes hohe Kronen, während zu unsern Füssen das plätschernde Wasser gleichsam Gebete vor sich her murmelt.

Man wird nicht leicht müde durch diesen Laubtunnel zu wandern, der sich etwa eine Viertelmeile weit landeinwärts erstreckt; und hat man sich erst auf einer der vielen Bänke, die an den schönsten Stellen auf den Abhängen



Sæby Aa mit Humlespangen.

am Flussufer angebracht sind, niedergelassen, so reisst man sich nur schwer von den sanften Träumereien los, in welche diese Stille und Anmut uns versenkt. Wie eine Erquickung legt es sich über unser Gemüt, die müden Gedanken dürfen hier ausruhen, und während man in dieses Gewimmel von flimmernden Blättern hinaufblickt, das sich über uns wölbt und jeden Laut von der Welt draussen ausschliesst, vergisst man seine Bekümmernisse, seine Entbehrungen und Enttäuschungen.

In unmittelbarer Nähe des Waldes und dicht am Strande hat man oben auf einem Hügel vor einigen Jahren eine eisenhaltige Quelle gefunden, deren Wasser die meisten der bisher bekannten Gesundheitsbrunnen, ja sogar diejenigen von europäischem Ruf, an heilender Kraft übertreffen soll. Man denkt daran hier oben auf dem Hügelabhang eine Kuranstalt mit Aussicht auf das Meer zu bauen, — und man wird sich auch schwerlich einen besseren Zufluchtsort für Leidende denken können, welche Heilung und Ruhe suchen. Die Luft ist hier wunderbar frisch und rein. Der kräftige Wellenschlag und der feine weisse Sandboden des salzdurchsättigten Meeres macht die Bäder zugleich ungewöhnlich stärkend und behaglich. Brennt die Sonne oder erhebt sich ein Wind, so hat man hier im Walde in einer Entfernung von zehn Schritten Schatten und Schutz; und im Uebrigen hat man zu grösseren Ausflügen die ganze entzückende und interessante Umgegend mit der reichen Abwechselung von gewaltigen Heidehügeln, anmutigen Wäldern, wilden, tiefen Schluchten und lachenden Wiesen. Kann man hier nicht Luft in die Lungen und Farbe auf die Wangen bekommen, so bekommt man das kaum anderswo.

Sæby selbst ist eine kleine unbedeutende Stadt. Nur ein Schelm könnte darauf verfallen, sie etwa eine

„nicht unansehnliche“ Stadt zu nennen. Es ist nicht leicht, sich in den wenigen kleinen Gassen zu verirren, die sämmtlich auf den kleinen Markt ausmünden, und in deren anmutigen Häuschen die Einwohner alle gleichsam einen grossen Familienkreis ausmachen, dessen einzelne Mitglieder bis in die kleinsten Einzelheiten mit dem Charakter, den Gewohnheiten und Neigungen der übrigen vertraut sind und mit Interesse auch den geringsten Vorgängen in der ganzen Stadt folgen. Selbst die Hunde der Stadt erkennen einen Fremden sofort und verfolgen ihn mit zornigem Bellen durch die Strasse, und es ist eine wichtige Begebenheit, wenn die Damen des Bürgermeisters neue Kleider bekommen haben, oder ein Betrunkener in den Rinnstein gefallen ist.

Aber wie die Stadt so daliegt am Fusse der hohen, hübschen Hügel, ländlich, friedlich, gemütlich und gastfreundlich mit blühenden Fruchtgärten und üppigem Gras zwischen den spitzen Steinen des Marktes, ist sie ein Typus all der vielen, kleinen Städte dieses Landes, das — trotz seiner dichten Bevölkerung — dennoch die Eigentümlichkeit hat, nur eine wirklich grosse Stadt zu besitzen, die Hauptstadt des Landes, Kjøbenhavn (Kopenhagen). Die allermeisten Provinzialstädte sind fast als mehr oder minder grosse Dörfer mit Ziegeldächern zu betrachten, die um eine, höchstens zwei Kirchen, ein Rathaus und eine Eisenbahnstation emporgewachsen sind. Alles ruht in einer gewissen sorglosen und schlaffen Stille. Nur drunten am Hafen herrscht eine etwas lebhaftere Bewegung. Drinnen in der Stadt laufen die Hunde ungestört mitten auf der Strasse umher, und die Katzen streichen sich schmeichelnd an den Mauern oder liegen auf den Steintreppen im Sonnenschein. Mit Anstand und Würde schreiten die Beamten und Bediensteten der Stadt über die Fliesenreihen des Bürgersteigs, grüssen einander

mit sorgsamer Höflichkeit über die Strasse hinüber, wie Leute, die sich nicht zu beeilen haben, werfen hie und da im Vorbeigehn ein Wort über das Wetter hin oder bleiben vor einem guten Bekannten oder Kollegen stehen und beginnen ein Gespräch über die letzte Stadtneuigkeit, über die Gesellschaft beim Bürgermeister oder die letzte Verlobung. Kleinhandwerker mit Schurzfellen und Krämer mit schmierigen Mützen sind in ihren offenen Läden geschäftig. Alte Frauen mit langen, unmodischen Shawls und geräuschlosen Filzschuhen, Handkörbe in der Hand und verschossene Zeugblumen auf dem Hute schlüpfen um die Ecken, um Einkäufe zu machen. Und drinnen in den kleinen Gässchen und Winkelstrassen, die hier und da von den Hauptstrassen ausgehen, liegen Schaaren von Kindern mit blossen Beinen und Köpfen und lassen Korkstöpsel und Papierschiffchen in den Rinnsteinen segeln, die von dem heissen Wasser der Brennereien dampfen.

* * *

Doch — noch eine weitere ansehnliche dänische Stadt ist im Begriffe sich zu bilden. Es ist Aarhus.

Sie liegt auch auf der jütischen Kattegatsküste — aber weit südlicher als Sæby — und ist Jyllands wichtigste Station für die Hin- und Herfahrten nach den Inseln, besonders nach Kjøbenhavn auf Sjællands Ostseite. Ihr geräumiger Hafen liegt dicht voll von Segelschiffen aller Art, welche löschen und laden; auf der Schiffbrücke sind dicht an einander Güter aller Art aufgestapelt; die Krähne knarren, die Dampfpfeifen gellen, Fässer werden gerollt, Wagen poltern, alles ist Leben und emsige Geschäftigkeit. Durchwandert man die Stadt, so strömt uns auch hier überall ein Hauch von grossstädtischem Leben entgegen. Elegante Läden, Hôtels, Kaffees, schöne

Promenaden, Brücken und Prachtbauten. Unter klingendem Spiel zieht das Militär durch die Strassen, und an Sommerabenden öffnen sich uns an den äussersten Enden der Stadt Vergnügungsetablissements mit Musik und andrer Unterhaltung.

Wenn nun noch dazu kommt, dass die Umgegend von Aarhus zu den schönsten des Landes gehört, so wird man begreifen, dass die Stadt sich besonders zu einem etwas längeren Erholungsaufenthalt für Reisende eignet — und das trifft sich sehr glücklich, da man, wenn man dieses Land durchreisen will, es nur schwer vermeiden kann, mindestens einmal in diese Stadt zu kommen.

Gleich nördlich von der Stadt liegt auf einem grossartigen, von tiefen Schluchten durchfurchten Höhenzuge Ris Skov (Skov = Wald), und von da aus hat man überall die hinreissendste Aussicht über die stille Meeresbucht und das umgebende Land, besonders auf die hohe, kahle Halbinsel Mols drüben auf der andern Seite, die, namentlich gegen Abend, wenn die untergehende Sonne sie beleuchtet, sich mit den sanft schwellenden Formen anmutig vom Meere abhebt. —

Noch grossartiger ist jedoch die Aussicht von dem sogenannten Ørnerede (Adlernest), der Spitze eines steilen Abhanges, der ein Paar Meilen südwärts von der Stadt kühn gerade ins Meer hinaustritt. Der Weg dorthin führt ununterbrochen durch die herrlichen Wälder von Marselisborg, von denen aus man in kurzen Abständen Ausblicke über die See hat, einen immer schöner als den anderen, bis man Ørnerede erreicht, den schönsten von allen. Hier hat man das Meer in seiner ganzen Grösse unmittelbar zu seinen Füssen, weit sich ausbreitend nach beiden Seiten, wo das Land zurückweicht, und endlos hinaus bis zum Horizonte. Sein

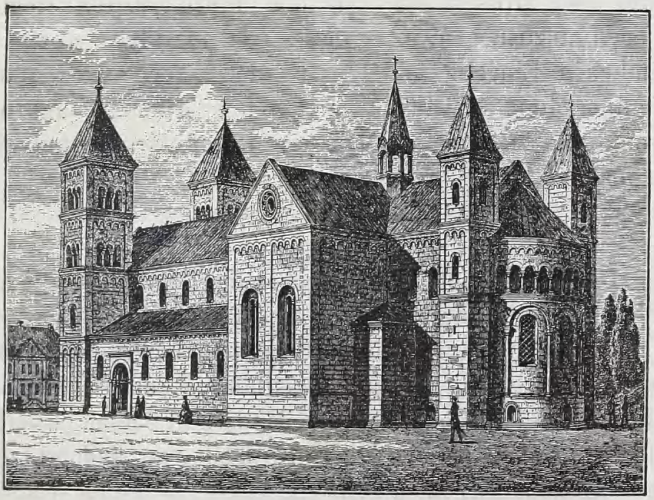
eigentümliches melodisches Sausen steigt zu uns empor und mischt sich seltsam mit dem Brausen des Waldes über unserem Haupte. Die Frische dieses Anblicks und dieser Töne ist überwältigend. Das Auge wird davon geblendet, und das Ohr betäubt, wenn wir aus der grünen Dämmerung des Waldes plötzlich hinaus treten in dieses Lichtbad und sich um uns das Geschrei der Möwen und das Kreischen der Habichte in einander mischen.

Eine Heidereise.

Wir kamen von der kleinen, uralten, historisch so merkwürdigen Stadt Viborg, die mitten im Herzen von Jylland liegt, und zu ihrer Zeit die Hauptstadt dieser Provinz war. Wir hatten ihre herrliche, alte, granitne Domkirche, wohl eine der eigentümlichsten Bauten im Norden, besehen, die wurmstichigen Zähne des ermordeten Königs Erik Glipping, die zusammen mit ein Paar andern Dingen aus seinem Nachlass drinnen in der Kirche aufbewahrt werden, betrachtet, und befanden uns nun auf einer Wanderung nach dem Süden zu — an einem frischen Morgen, der einen klaren, warmen Tag ohne jeden Windhauch versprach.

Wir kamen an einer Plantage vorüber, durch bald mit Heidekraut, bald mit Gras bedeckte Anhöhen und zuletzt in einen Wald, einen der letzten Ueberreste des alten dänischen Eichwaldes. Ein frischer Quell von Tönen — das ausgelassene Plaudern der Meisen und Zeisige — strömte uns aus seinem Laub entgegen. Grosse, satte Krähen sassen und schliefen im Sonnenschein oben in den hohen Gipfeln, und drinnen im kühlen Schatten, wo die Spechte hämmerten, rieselten kleine, muntre Waldbäche plätschernd dahin zwischen Farnkräutern und moosbedeckten Abhängen. Dann wurden wir mit einem Mal

durch ein blendendes Schauspiel überrascht. In der Tiefe, umgeben von mächtigen Hügeln, ruhte ein anmutiger See. Ein Schloss — das alte, berühmte Hald, wohin die Sage die Geburtsstätte der Brüder Aage und Ebbe, der Anführer der Longobarden, verlegt — spiegelte seine Mauern in der tiefblauen Fläche zwischen entzückenden mit Heide und Wald bedeckten Abhängen. Von Be-



Der Dom zu Viborg.

wunderung überwältigt setzten wir uns unter einem Baume in den Schatten und blickten träumend nieder in den See. Alles war wunderbar still; kein Lüftchen regte sich; die Sonne brannte auf uns nieder, und in der von Wärme zitternden Luft lagen Hügel und Wälder wie hinter einem unendlich feinen, goldgewirkten Schleier, unter dem sie zu schlummern schienen. Gerade uns gegenüber, auf der

anderen Seite des Wassers, erhob sich über dem Ufer eine anmutige Laubkuppel, aus schwellenden Buchenkronen gebildet und von der Sonne gleichsam matt vergoldet. Eine Wildente zog dann und wann klappernd über den Wasserspiegel hin und versteckte sich darauf wieder in den Schatten am Fusse des Abhangs. Sonst hörte man nur die unermüdliche Lerche, die trillernd emporstieg und hoch, hoch über unsern Häuptern sang.

Aber wir mussten aufbrechen. Es war unsere Absicht, die grossen, düstern und unfruchtbaren Heideebenen aufzusuchen, wozu dieses reizende Idyll den eigentümlichen Eingang bildet. In weiter Ferne hatten wir die monotone Wüstenfläche vor uns erblickt, und wir brannten vor Ungeduld, nähere Bekanntschaft mit ihr zu machen.

* * *

Das Heidekraut kommt an vereinzelten Stellen überall im Lande vor; aber nur hier in Jyllands Mitte, zwischen dem Höhenzuge und den westlichen Dünengegenden tritt es in diesen mächtigen, kahlen, einförmig düstern Flächen auf, welche die eigentliche Heidelandschaft bilden. In den ältesten Zeiten ist dieser ganze Teil von Jylland mit unermesslichen Eichwäldern bedeckt gewesen, wahren Urwäldern, welche die Einwohner inzwischen so abgeholzt haben, dass schliesslich der Westwind bei ihnen Eingang fand und sie verödete. Nun findet man als den Rest einstiger Herrlichkeit nur noch einzelne Flecke mit niedrigen, verkrüppelten Eichenstämmchen, die an der Erde hinkriechen; .... sonst sieht man hier nur dieses unfruchtbare unendliche Heidekraut, das ohne Schatten oder Schutz, wie ein einziger zusammenhängender, einfarbig schwarzer oder — zur Zeit der Blüthe — dunkelvioletter Teppich melancholisch den Sand bedeckt.

Noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war der ganze mittlere Teil von Jylland eine einzige endlose Wüstenfläche, worüber nur ganz wenige und halb unwegsame Wagengeleise führten. Tagelang konnte man damals hier reisen ohne ein menschliches Wesen zu treffen, geschweige denn ein Haus. Nur die sogenannten Luftspiegelungen neckten die Reisenden, indem sie trügerisch vor ihnen am Horizont Städte, Seen und Wälder erscheinen liessen, die dann wieder plötzlich verschwanden. Ein besonderes, halbwildes Wüstenvolk, eine Art dänischer Zigeuner, die sogenannten Nachtmänner, hatten damals Aufenthalt und Freistatt auf diesen öden Ebenen. Sie lebten hier draussen in Erdhöhlen und Rasenhütten, waren übrigens aber meist auf der Wanderung von Ort zu Ort und ernährten sich dadurch, dass sie für die Bauern, welche hier längs der Heidegrenze wohnten, Messer schliffen, zersprungene Töpfe nieteten, tote Tiere abhäuteten u. s. w. .... zuweilen aber, wenn die Gelegenheit sich darbot, auch von Dieberei, Strassenraub, ja sogar von Brandstiftung, wenn sie bei Nachtzeit — wie sie sich ausdrückten — einem den „roten Hahn aufs Dach setzten". Sie hatten ihre eigene Sprache, die kein anderer verstand, ihre eignen Gesetze, Sitten und Gewohnheiten, und lebten im Ganzen ohne wirklich mit den übrigen Menschen zusammenzukommen, von denen sie zugleich verachtet und gefürchtet wurden.

Jetzt ist die Heide nicht mehr das, was sie war, und auch ihre eigentümliche Bevölkerung ist verschwunden. Von allen Seiten hat man in dem letzten halben Jahrhundert auch mit Unterstützung des Staates kräftig Hand angelegt zu ihrer Urbarmachung. Stück für Stück ist unter den Pflug gebracht, mittels kunstvoll ausgeführter Ueberrieselungen durch das Wasser der hindurchströmenden Flüsse sind Wiesen gebildet, weitläuftige Bepflanzungen



Eine Heidelandschaft.

mit widerstandsfähigen Baumarten (Rottanne, Bergföhre, österreichische Kiefer u. s. w.) sind an manchen Stellen begonnen, und Jahr für Jahr dringt die Kultur in verschiedener Gestalt siegreich vorwärts, so dass die berühmte jütische Heide schliesslich — und das vielleicht bald — zur „längstverklungnen Sage“ werden wird.

Dass bis dahin noch zu einer wirklichen Heidewanderung Zeit ist, davon konnten wir uns an jenem Tage überzeugen, indem wir vom Hald See unsere Wanderung südwärts fortsetzten. Es dauerte nicht lange, bis wir allem Menschlichen Lebewohl sagten. Das letzte, was wir sahen, war eine einsame Kirche mit dem dazu gehörigen Pastorat, von einem kleinen Wäldchen umgeben — dann breitete sich die düstre Fläche ohne Grenzen vor uns aus.

Im allgemeinen möchte man wohl verneinen, dass irgend etwas Anziehendes, geschweige denn unvergesslich Ueberwältigendes in einem solchen leeren und öden Heidekrautteppich liegen könne, der ohne die geringste Abwechslung eine ebenso einförmig wellige Landschaft bedeckt. Dennoch wird Niemand hier durchreisen können, ohne von jener seltsamen Wemut, jener eigentümlich milden Schwermut ergriffen zu werden, die über dieser braunen Wüste ruht. Ihre düstre Einöde ist nicht wild und abschreckend, sondern sie bietet dem Blick gemächliche Ruhe in ihren wunderbar weichen, nur leicht gerundeten Formen; die Stille, welche auf diesen Ebenen ruht, und das Gefühl der Einsamkeit, das sie erwecken, ist nicht niederdrückend und schwer, sondern legt sich fast wie Musik um uns, mit einer eigentümlichen, süssen Befreiung, die jede schlummernde Sehnsucht weckt und den Kindern unserer Träume Schwingen verleiht. Wir stiegen endlich auf einen Hügel und schauten uns um. So weit das Auge reichte, sahen wir auf allen Seiten nur die

schweigend hingestreckte sammetbraune Heidefläche, worüber sich die wolkenfreie Himmelskuppel wölbte. Nicht ein lebendes Wesen war zu erblicken, nicht eine Bewegung zu spüren, nicht ein Schatten zu bemerken. Nur weit draussen am Horizont stiegen hier und da bläuliche Rauchsäulen senkrecht in die Luft, und wenn wir mit dem Fernrohr untersuchten, konnten wir kleine schwarze Menschen-Pünktchen um sie herum in Bewegung erblicken, sowie Schaafheerden, die mit einem Hirten die Anhöhen auf- und abwärts zogen.

Gleich zu unsern Füssen schlängelte sich ein Heideweg durch das hohe Heidekraut vorwärts – zwei tiefe Wagengeleise, welche die weisse Sandunterlage offenbarten. Während wir das Auge ihm über die Ebene hin folgen liessen, sahen wir plötzlich ungefähr auf der Mitte des Weges zwischen uns selbst und dem Himmelsrand eine Gestalt auftauchen. Anfangs war es uns unmöglich zu entscheiden, was es sein möge. Uns fehlte in dieser endlosen Fläche vollständig der Massstab für die Beurteilung. Es konnte ebenso gut eine wandernde Kirche wie ein kleiner Pudel sein. Am meisten schien es jedoch, wie es sich uns allmählich näherte, einem Kamel mit zwei Höckern zu gleichen, das von einem Beduinen im weissen Turban geführt wurde, wahrscheinlich weil wir glaubten, dass ein solcher Aufzug am besten zu diesen Umgebungen passen würde.

Indessen zeigte sich, dass es ein altes Mütterchen war, ein kleines schmächtiges Geschöpf in einem kurzen halbwollenen Unterrock und mit dunkeln Strümpfen auf einem Paar fast unheimlich dünner Beine. Wegen der Hitze hatte sie ihre Jacke heruntergezogen, so dass sie hinten herabhing, und aus dem groben Hemde stack der nackte, magere, kupferrote Hals hervor. Zwischen ihren braunen, knochigen Händen hatte sie einen langen Strick-

strumpf und über dem Arm trug sie den Strick einer Kuh, die ihr auf den Fersen folgte — einer kleinen, elenden, zusammengeschrumpften Kreatur, kraushaarig am ganzen Körper und mit missgestalteten Hörnern. Sie bewegte sich mit kleinen trippelnden Schritten und im Gehen redete sie mit sich selbst, indem sie eifrig strickte. Wenn sie durch einen Ruck am Arme merkte, dass die Kuh bei ihrem Suchen einen kleinen Büschel jungen Heidekrautes oder ein wenig Moos gefunden, blieb sie mechanisch stehen und stand so lange, bis die Kuh ihr von hinten einen kleinen Puff versetzte.

Als sie uns, schon unmittelbar vor uns, gewahr wurde, fuhr sie zusammen und stiess einen Schrei aus, als ob sie Gespenster sähe. Dann erhob sie den Arm beschattend über die Stirn und blickte verwirrt auf uns mit zwei kleinen, schwarzen, zugleich scheuen und forschenden, stechenden Augen. Wir suchten sie durch freundliche Anrede zu beruhigen, aber es war, als ob der Laut unserer Stimmen sie aufs neue zusammenfahren liess. Da stand sie, ihr lederbraunes, von Runzeln durchfurchtes und von einem fettigen, eng anliegenden Kopftuche umrahmtes kleines Gesicht auf uns gerichtet, als wäre sie versteinert. Selbst als wir sie eindringlich um Aufklärungen über die Gegend baten, unter anderm über den Weg nach der nächsten Stadt, antwortete sie nicht, sondern fuhr fort, unzusammenhängendes, unverständliches Zeug vor sich hinzumurmeln, das fast wie eine Beschwörung klang.

Da merkten wir, dass die Arme geistesgestört sei — wie man es am Ende leicht werden kann, wenn man sein Leben Tag aus Tag ein nur in der Gesellschaft einer Kuh in dieser öden Gegend hinbringen muss —; und als wir deshalb die Unterhaltung aufgaben, entfernte sie sich sofort eilig mit ihrem wiederkäuenden Begleiter, in-

dem sie jeden Augenblick entsetzt den Kopf nach uns umwandte, als ob sie fürchtete von uns verfolgt zu werden. Länger als eine halbe Stunde konnten wir ihrem Gang über die Heide mit den Augen folgen, bis sie wie ein kleiner Punkt draussen am Horizont verschwand; und bis ganz zuletzt konnten wir mit dem Fernrohr sehen, wie sie jeden Augenblick stehen blieb und sich umblickte, die Augen mit der Hand beschattend.

Dann legten wir uns ins Heidekraut, beschattet von unseren aufgespannten Sonnenschirmen, legten unsere Ranzen unter den Kopf und zündeten eine Cigarre an .... das letztere mit grosser Vorsicht, aus Furcht vor den berüchtigten Heidebränden, die durch Unachtsamkeit im Sommer zuweilen diese Gegenden heimsuchen und sich mit ihren verzehrenden Flammen oft über mehrere Meilen erstrecken. Es war zu warm, um die Wanderung fortzusetzen; jedenfalls war es behaglicher, hier zu liegen und sich von der Sonne braten zu lassen, ganz allein in dieser grossen Einöde, in diesem ungestörten Frieden, und eingeschläfert zu werden von den sanften Tönen eines einsamen Brachvogels, der uns in einiger Entfernung umkreiste.

Plötzlich wurden wir durch einen Laut in unserer Nähe geweckt, der an knarrende Wagenräder erinnerte — und wirklich! da kam ein höchst wunderliches Fahrzeug Schritt für Schritt auf uns zu. Der kleine, niedrige, vierrädrige Leiterwagen war mit einem grossen langgehörnten Ochsen und einem ganz kleinen Geschöpf von einem Pferde bespannt, das sich neben dem Ochsen nicht grösser ausnahm als eine Katze. Auf dem Wagen sass ein magrer, hohlwangiger Mann mit jener allzu hohen rechten Schulter und der im ganzen etwas schiefen und gebückten Figur, welche die Menschen meist nach jahrelanger schwerer Arbeit und körperlicher Entbehrung bekommen.

Er hatte uns offenbar längst bemerkt; denn als er uns erreichte, hielt er an und liess sich sofort neugierig auf ein Gespräch mit uns ein, fragte uns lächelnd aus über unsere Heimat und unsere Handtierung, ob unsere Eltern noch lebten, und nach verschiedenen anderen Dingen, — kurz er hielt ein ganzes Verhör mit uns ab, wie es der vorsichtige Jütländer nun einmal jedem Fremden gegenüber zu thun pflegt, der ihm ins Gehege kommt.

Auf dem Wagen befand sich zugleich ein junges, hübsches Bauermädchen, von ungefähr achtzehn Jahren. Sie sass hinten auf dem Wagen, und liess die nackten, sonnverbrannten Beine zwischen den Rädern herabbaumeln. Es sah aus, als ob sie auf dem Haufen Heidekraut, der den Wagen füllte, gelegen und geschlafen hätte, und gerade aufgewacht wäre, als dieser Halt machte. Von ihren hellen, sonnverbrannten Haaren war ein Kopftuch auf die Schulter herabgeglitten, und ihre grossen blauen Kinderaugen starrten uns mit einem Ausdruck des höchsten Erstaunens an.

Als wir bereitwillig die Neugier des wissbegierigen Bauern zufriedengestellt hatten, fragte er uns zum Dank dafür, ob wir nicht mit ihm weiterfahren wollten, ein Anerbieten, das wir um so lieber annahmen, als wir erfuhren, dass man bis zur nächsten Hütte noch mindestens vier Stunden marschieren müsse. Und während das junge Mädchen hinter dem Heidekrauthaufen fortfuhr, unsere Stiefel, unsere Hüte, unsere Knöpfe, unsere Taschen anzustarren, und mit ihren erstaunten Augen alle unsere Raritäten gleichsam zu verschlingen, als ob alles zusammen eine Verwirklichung ihrer Träume wäre, setzten wir uns auf das Wagenbrett an die Seite des Bauern und waren bald in lebhafter Unterhaltung mit ihm, während der Wagen Schritt für Schritt stossend und knarrend durch den Sand des Fahrgeleises vorwärts gezogen wurde.

Nachdem einmal die erste Bedenklichkeit überwunden war, erwies er sich als ein recht gesprächiger Mensch und wurde bald sehr mitteilsam. Er wohnte — so erzählte er — draussen an der Heidegrenze, wo er eine Halbhufe besass, die er selbst urbar gemacht hatte. Er hatte ursprünglich nur einen kleinen Teil einer Hufe von seinem Vater geerbt; aber vor einigen Jahren hatte er für einen Spottpreis über hundert Morgen Heideland hinzugekauft, mit denen er dann gewirtschaftet hatte. Da war viel zu thun gewesen. Zuerst musste das Heidekraut verbrannt werden, damit das erste Korn in die Asche gesät werden konnte; dann musste die Unterlage gebrochen werden, und darauf hatte er Laub von den mehrere Meilen entfernten Wäldern geholt, um es mit dem Sand zu vermischen; und als die Erde dann umgewandt und gereinigt war und zwei Winter und einen Sommer dagelegen hatte, und als der Ochse und die Kühe sie gedüngt hatten, wurde sie erst mit dem Spaten durchgearbeitet und dann gepflügt, geeggt und gewalzt. „Aber es wird auch noch einmal mit der Zeit eine Prachterde werden", versicherte er zuletzt, indem er sich mit einem leisen Lächeln triumphirend zu uns wandte. „Und es ist ja auch gut, sich einigermassen versorgt zu wissen, wenn man zehn Junge im Nest hat — und vielleicht mehr, ehe man sich dessen versieht". Im ganzen hätte er es sehr gut, fuhr er fort. Es fehlte ihnen nur selten an Brod im Hause, und wenn das auch einmal vorkäme, so hätten sie Kartoffeln; und seine Kartoffeln — darauf wolle er sterben — wären die besten in der ganzen Gemeinde.

Während er so da sass und uns mit wohlzufriedener Umständlichkeit von all dem erzählte und von seiner Dienstzeit als Soldat in der Provinzialstadt, von seiner Frau, die ein „hübsches" Frauenzimmer wäre, und von vielem

anderen, mussten wir unwillkürlich an den Unterschied denken zwischen dem Leben in jenen reichen, ostjütischen Gegenden, wo der Wohlstand so zu sagen von selbst dem Bauern zur Thür hineinspaziert, und der lebenslangen Sklavenarbeit eines solchen Heidebauern. Wir brauchten nur auf diese hohe, gebeugte Gestalt, auf dieses hohlwangige Gesicht, diese unförmlichen, von der Arbeit verunstalteten Hände zu sehen, diese Hautausschläge, die von einer ungesunden, ungenügenden Nahrung erzählten; oder wir brauchten nur die früh gealterten Züge und den seltsam schweren geistesabwesenden Ausdruck in seinen grossen wasserblauen unbeweglichen Augen zu betrachten, um eine Lebensgeschichte daraus abzulesen, die eine einzige grosse Selbstaufopferung war.

Der Gegensatz zwischen den Lebensverhältnissen, welche der Osten und Westen der Bevölkerung darbieten, trat noch stärker hervor, als wir zu guter Letzt aus der Heide herauskamen und vor der bescheidenen Wohnung des Bauern hielten, einem kleinen, einsam gelegenen, niedrigen und alten Hause mit schiefen Mauern und zerbrochenem, moosbewachsenem Dache, das nur noch zu überlegen schien, nach welcher Seite es am liebsten einfallen solle. Er lud uns zu einem Schluck Bier ins Innere des Hauses ein, und ebensosehr aus Neugierde, als um unsern Durst zu stillen, nahmen wir die Einladung an.

Zuerst kamen wir durch einen kleinen Garten, der durch einen Wall von Heiderasen eingefriedigt war, und in welchem Reihen von halbverwelkten Kohlpflanzen und Kartoffelkraut über den Sand hervorragten. Drinnen in der Stube, die zwischen Viehstall und Schweinekoben eingeklemmt war, war nur wenig Platz. Ein Himmelbett an der einen Wand, eine Sitzkiste unter dem Fenster, eine Kommode und ein Tisch nahmen fast den ganzen Raum ein. Die geborstenen Wände waren aus Lehm auf-

mauert, und an ihren von Feuchtigkeit und Alter vergilbten Flächen hing eine Menge billiger grell kolorierter biblischer Bilder in vergoldeten Papprahmen: Christus am Kreuz, in der Krippe, auf dem Meer und auf Gott-Vaters des Allmächtigen kirschrotem Throne sitzend. Die Decke hing, besonders in der Mitte, so niedrig, dass der Mann den Kopf ganz zwischen die Schultern einziehen musste, um darunter durchzukommen; und durch das einzige kleine Fenster der Stube, das noch halb vom Vordach verdeckt wurde, drang das Licht mehr als spärlich hinein zwischen einem Kasten mit Reseda und einem Blumentopf mit Eberraute.

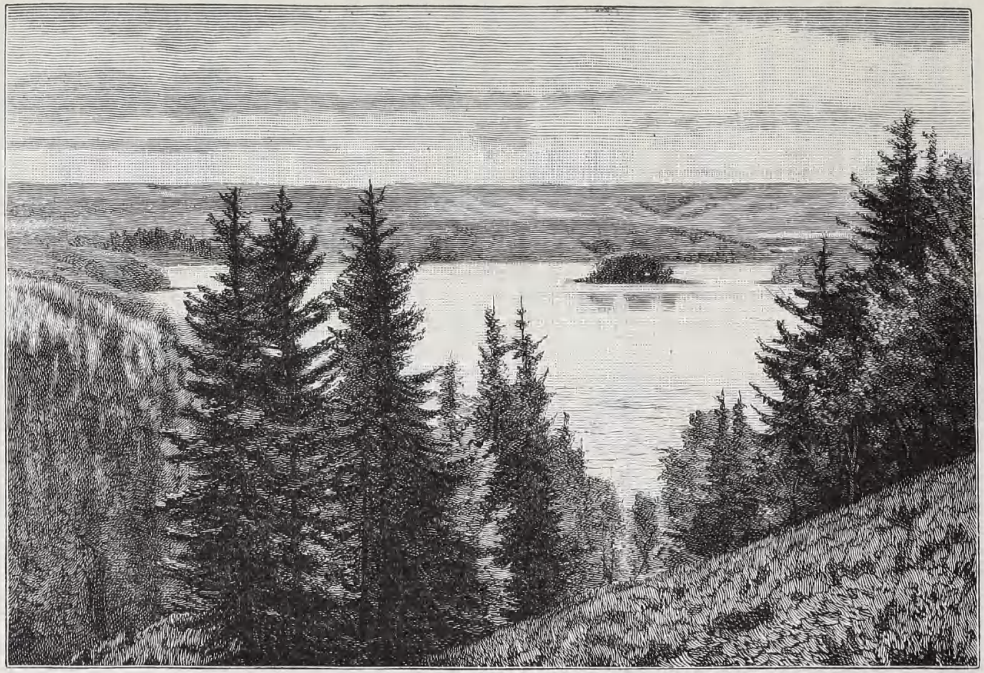
Am Bette erhob sich mit Anstrengung eine kleine Frau und reichte uns schüchtern die Hand. Sie hatte an der Brust ein Neugebornes von etwa 10 Pfund, zwei einjährige Knaben hingen ihr am Kleide, und rings umher auf dem Boden wimmelte und krabbelte es von kleinen, dickbäuchigen, sommersprossigen und rothaarigen Kindern jedes Alters.

Der Bauer, der sich nun in seinem Elemente fühlte, wollte durchaus, dass wir ein wenig bleiben sollten. Er sah so glücklich und zufrieden aus und konnte sich offenbar gar nicht denken, dass andere sich in diesem Schmutz und dieser Armut weniger wohl fühlen konnten. Aber ehrlich gesagt, es verlangte uns hinauszukommen — hinaus zu helleren Gegenden, wo das Leben weniger schwer und des Glückes Rosen weniger bleich waren.

Die Gegend von Silkeborg.

Sie ist das dänische Paradies, ein Fleck von so grossartiger und doch so idyllischer Schönheit, zugleich von so märchenhafter, alle Sinne überwältigender Pracht und der sanftesten einschmeichelnden Anmut, dass sie nicht im ganzen Lande, wenn überhaupt irgendwo, ihresgleichen hat. Wer in dies üppige Längsthal eintritt, das dicht neben der unfruchtbarsten Heide hinläuft, wie darauf berechnet, schon durch diesen Gegensatz überwältigend zu wirken, wird bezaubert und entzückt durch die Augenweide, die sich ihm überall darbietet, und zwar um so mehr und unvergesslicher, je länger er hier umherwandert, je mehr er sich in die Romantik desselben vertieft. Und wenn er es endlich verlässt, wird er die betäubende Empfindung haben, als ob er aus einem süssen, jahrelangen Traum erwachte, in dem er gaukelnde Bilder gleichsam von verkörperter Musik gesehen hat, oder als ob er ein Märchenland durchwandert hat, eines Paradieses wunderschöne Gärten, wie wir in unsern Jugendträumen sie uns vorstellten.

Es ist eine Anzahl von grösseren und kleineren, mit einander verbundenen Seen, die tief drunten zwischen hohen Hügeln und mitten in grossen anmutigen Wäldern liegen, von denen sie rings umschlossen werden. Kommt



Aussicht von der Caroline Amalie Höhe.

man von Westen her, über die Heide, so sieht man sie nicht, bevor man ihnen ganz nahe ist; und wenn man von ihrem Dasein keine Ahnung hat, so erhält man gleichsam einen elektrischen Schlag, wenn man plötzlich von einer der hohen Hügelspitzen die Aussicht über diese tiefen, sonnenbeschienenen Gewässer gewinnt, die drunten zwischen den düstern, leise rauschenden Waldmassen liegen und mit einem eigentümlich geheimnisvollen Blinken zu uns hinaufschauen.

Geschützt gegen alle Winde, wie halb im Schlummer, ruhen sie drunten in ungestörter Seligkeit. Der Kranz von Wäldern um sie herum ragt mit langen, durstigen Zweigen über die Wasser hinaus und senkt seine tiefen, grünlichen Schatten in ihren Schoss; und wie ein mächtiges, bebendes Blättermeer, Welle auf Welle aus gewölbten Buchenkronen, mit Gürteln von Birken und mit Flecken von dunkeln sausenden Tannen, erheben sich die Hügel gross und ernst von ihrem Ufer aufwärts und schliessen allen Lärm der Welt aus.

Kommt man zu einer späten Nachmittagsstunde hierher, wenn die Schatten lang sind und die Sonne mit ihrem ganzen Licht sich über die Abhänge drüben auf der andern Seite ergiesst, so ist der Eindruck überwältigend. Das Herz klopft uns in diesem ungeheuren Laubgrabe, zwischen diesen unendlichen Waldwogen, die empor zum blauen Himmel rollen und uns nach allen Seiten hin abschliessen. Kein Laut, ausser dem ewigen Brausen dieses Laubmeeres erreicht unser Ohr. Ein einsamer Vogel, der sich singend über das Wasser schwingt, verstummt bald wieder, als wäre er dadurch erschreckt seine eigne kleine Stimme ganz allein inmitten der Stille zu vernehmen. Und während die Sonne sinkt, und die Schatten sich verlängern und gleichsam das Licht vor sich her an den Hügeln aufwärts schieben, beginnt es

unter dem überhängenden Waldkranz zu dämmern. Noch bevor de letzten sonnvergoldeten Waldkuppeln ringsumher verschwunden sind, gleitet drunten aus den tiefsten Winkeln leise die Nacht herauf. Oben hinter dem dunkel-violetten Rand der Tannen auf den Hügeln im Norden glüht das Gold des Sonnenuntergangs zwischen den Stämmen, und wirft einen leichten, rosigen Schimmer über die spiegelglatten Wasser. Jeder Laut der Vögel verstummt. Nur ein stilles, abendliches Sausen geht durch die Wälder und stirbt hin in der Ferne.

Da beginnen die Mäusebussarde ihren nächtlichen Flug auf den weichen Schwingen. Die Eule schwebt hervor aus den dunkelsten Dickichten, lautlos wie ein Schatten. Alles verwischt sich und vertönt. Die Wälder hüllen sich in einen bläulichen, gespenstischen Dunst; und über dem weissen Dampf der Seen tanzen die Fledermäuse ihren Hexentanz, wobei der steife Schwanz wie ein winziger Besenstiel unter der mantelartig ausgebreiteten Flughaut hervorragt..... Dann erhebt der Mond sein Horn drüben über dem Kamm des Waldes; und während er durch das tiefe Blau der Nacht vorwärts gleitet und seinen Silberschleier über die Wälder legt, glaubt man von einem seltsamen Zauber ergriffen zu werden. Es ist, als ob unsere Ohren aus der Ferne übernatürliche Laute von erklingenden Jagdhörnern und Hundegebell vernähmen, und drunten an den Ufern des Sees, wo der Wald sich am weitesten zum Wasser hinabneigt, glaubt man zu sehen, wie die Zweige zur Seite gebogen werden von nebelweissen, nackten Frauengestalten, die sich furchtsam vorwärts neigen und sich spähend umblicken, während sie langsam und schweigend dem Silberbade entgegenschweben.

* * *

Im Allgemeinen kommt man aber hierher nicht von der Heide, sondern mit der Eisenbahn von Süden her, über die kleine, schön gelegene Stadt Skanderborg an der ostjütischen Längsbahn. Man fährt hier an mehreren der grösseren Seen entlang, mit kleinen vielverheissenden Ausblicken über dieselben, bis man durch dichten Wald Silkeborg erreicht.

Hier merkt man bald, dass man in ein Centrum des dänischen Touristenlebens gekommen ist. Die Stadt selbst ist klein und dorfähnlich Aber grosse Hôtels erheben sich über den niedrigen Häusern und in der Ferienzeit entfaltet sich ein buntes Reiseleben in den Strassen der Stadt, in den Wäldern und nicht am wenigsten auf dem Deck der kleinen Dampfer, die täglich mehrmals die Seen durchfahren.

. . . . . Es ist früh am Morgen. Die Sonne ist gerade aufgegangen und hat ihr goldiges Lächeln über das Land ausgebreitet. Die frische Morgenbrise hat die schlaftrunkenen Wälder geweckt und die Stimmen der Vögel aus ihren Nestern zu uns emporgetragen. Drunten über die spiegelblanken Flächen der Seen treiben Nebelwölkchen, die hier und da in den Baumwipfeln hängen bleiben — wie die weissen Gewänder nächtlicher Gespenster. Oben über den Wäldern segelt eine Gabelweihe. Hoch droben gleitet sie mit ausgebreiteten Schwingen ruhig und langsam durch die Luft und verrät durch gelegentliches Zögern, dass sie hungrig nach Beute späht.

Wir sitzen auf dem Verdeck des kleinen Dampfers, bequem in unsre Plaids eingehüllt, und fahren langsam durch die thaubesprengte, morgendlich schimmernde Gegend. Wir haben eben die kleine Stadt verlassen, die mit einem feinen rosigen Nebel auf ihren Wiesen vor unsern Augen daliegt, und dampfen das erste Stück Weges in einem schmalen Flüsschen, zwischen flachen,

hellgrünen Feldern, über denen Spinngewebe auf und nieder wogen wie ein siebenfarbiger, flimmernder Seidenschleier. Aber bald treten die Bäume dem Ufer näher, und die Wälder schliessen sich über uns. Wir fahren in eine lange, schmale Laubgrotte hinein, die gerade breit genug ist, damit das Schiff Wasser für seine Fahrt hat. Das Sonnengold rieselt gleichsam durch das dichte Blättergehänge zu uns hernieder, und darüber hören wir die Vögel schallend um die Wette singen.

Dann quillt das Licht wieder hervor und wir gleiten in den ersten, grössern See, den Bras Sö, der ganz von einem Wald umgeben ist, welcher sich ringsum steil gen Himmel erhebt, so dass wir keinen Ausweg erblicken. Ein Wärmedunst liegt bereits über seiner Fläche, und die Umrisse der Tannen auf den Höhen verschwimmen wie in einem Sonnennebel. Das Schiff zieht zwei lange Wellen hinter sich über den blanken Spiegel. Hie und da legt es an Brücken an und setzt Passagiere ab, die auf die Aussichtspunkte der Anhöhen hinauf wollen. Wir bleiben ruhig sitzen und lassen uns träumend weiter führen durch dieses Land der Träume.

Dennoch werden wir zuletzt ein wenig ungeduldig darüber, an dies Verdeck gefesselt zu sein. Es giebt hier so manche kleine Winkel, so manche tiefe, geheimnisvolle Schluchten und entzückende kleine Seen, in die das Schiff nicht hinein kommen kann, und die uns von allen Seiten locken und anziehen. Beim Vorbeifahren blicken wir hinein durch einen ganz engen Kanal, der zwischen hohen, fast senkrecht ansteigenden Abhängen hineinführt zu einem kleinen See auf dem Boden eines tiefen, trichterförmigen Waldkessels, an dessen Seiten dunkle Tannen ihr Bild mit wunderbarer Klarheit abgrundstief in das kristallklare Wasser hinabsenken. Anderswo sehen wir hinein auf eine idyllische bewaldete

Bucht mit fünf bis sechs ganz kleinen, mit Bäumen bewachsenen Inseln; wieder an anderen Stellen reizt uns der Schatten unter einem überhängenden Walddickicht, oder eine kleine Bank unter einer Birke hoch oben auf einem vorspringenden Punkt; — und in der Stille geloben wir uns, dass wir am nächsten Tage ein kleines Ruderboot für uns allein nehmen wollen, um an Land gehen zu können, wo und wann wir wollen, und uns nach eigenem Gutdünken ganz und gar in dieses Märchenland zu vertiefen.

Und wir bereuen es nicht. Tag für Tag kann man hierher kommen, ohne dessen müde zu werden, ja je länger man hier bleibt, desto enger verschmilzt man mit dieser wunderbaren Naturharmonie, desto mehr wird man gefesselt und bezaubert, und desto schwerer kann man sich von hier losreissen. Denn wohl trifft man hier überall dieselben Hauptzüge; aber dennoch hat jeder Winkel und jeder Gipfel und jeder kleine See seine eigene Schönheit, seine ihm allein eigentümliche Seele, die von dem, vor dem sie sich einmal offenbart hat, nie vergessen wird.

Je weiter man nach Süden kommt, desto höher werden die umgebenden Hügel. Aber zugleich werden die Wälder etwas dünner; dunkle Heidehügel ragen über sie empor, und nackte oder nur mit allerlei Strauchwerk und Gestrüpp bewachsene Abhänge fallen nach dem Wasser zu ab. Wir gleiten hinein in die weite Fläche des grossen Juul Sees und auf ihr weiter hinauf durch das kleine Flüsschen Gudenaa, welches das Bindeglied zwischen allen Seen bildet, indem es gleichsam die Silberschnur ist, an der alle diese kostbaren Perlen aufgereiht sind. Von hier an hören dann die Wälder auch ganz auf, die Wiesen beginnen sich auszubreiten, und allmählich wechselt die Landschaft ihren Charakter.

Will man einen vollkommenen Ueberblick über diese Gegend haben — und noch weit über sie hinaus — so muss man auf den Himmelbjærg (Himmelberg) hinauf, den hohen, dunkeln, etwas melancholischen Gipfel, der sich am südlichen Ufer des Juul-Sees erhebt mit einem etwas plumpen Turm auf der Spitze, den wir von manchem der nördlichen Aussichtspunkte erblicken konnten. Der Himmelbjærg ist nahezu Dänemarks höchster Punkt, über 500 Fuss hoch, die Wallfahrtsstätte für tausend und aber tausend Reisende, und der historische Platz für Volksversammlungen und Volksbelustigungen.

Der Weg dorthin vom See aus ist für den, der sich nicht Zeit lassen will den sich schlängelnden Landweg zu verfolgen, ein wenig beschwerlich, erst durch Wald und Gebüsch und zuletzt auf den abschüssigen Bahnen der Heide. Man kommt am besten gegen Abend hierher, wenn das zarte, wechselnde Farbenspiel des Sonnenuntergangs seinen Glorienschein über das unermessliche Stück Land legt, über welches der Blick hinschweift. Man weiss anfangs nicht, wo man einen festen Halt für das Auge gewinnen soll in dieser Mannigfaltigkeit, in der die einzelnen Gegenstände verschwinden und welche der Schimmer der sinkenden Sonne gleichsam bezaubert. Wie eine Reihe von Spiegeln liegen die Seen drunten zu unsern Füssen zwischen den grünen Teppichen der Wälder. Die Böte, welche über sie hingleiten, ähneln mit ihren beiden langen Kielwellen kriechenden Mücken, und die Häuser auf dem gegenüberliegenden grünen Ufer erinnern an unter Grasbüscheln versteckte Vogelnester. Wir durchblicken das Längsthal in seiner ganzen Ausdehnung, und sehen ganz unten an seinem Ende zwischen den Wäldern die Kirche und die Ziegeldächer von Silkeborg. Ueber dem rötlichen Nebel, der auf der Stadt ruht, sieht man

eine Reihe kahler Anhöhen, und auf diesen andere kleine weissgetünchte Kirchen, und von da weiter über grüne Felder und dunkle Heiden und braune Moore, und noch weiter über Flüsschen und grüne Wälder und kleine Seen und andere winzig kleine Städte und winzig kleine weissgetünchte Kirchen, immer ferner und ferner, bis nur noch einzelne weisse Pünktchen aufschimmern an den nebligen Hügeln in weiter, weiter Ferne. Es ist eine unglaubliche Verwirrung. Und doch fährt man fort Umschau zu halten und ist nahe daran, sich die Augen aus dem Kopfe zu sehen, weil man gehört hat, dass man draussen in dem allerfernsten Blau des Horizontes die Domkirche von Aarhus wie eine Nadel erblicken könne.

Aber es beginnt Abend zu werden. Ueber unseren Häuptern erbleicht der Himmel. Des Tages Herold und der Nacht Verkünder, die fleissige Lerche, hat längst gemeldet, dass „des Tages Königin" zur Ruhe gegangen ist. Ringsum auf allen Hügeln weit über das Land stehen Hütten und Gehöfte und blicken mit roten, weit geöffneten Augen hinaus auf den Fleck im Norden, wo sie hinabsank in ihr Purpurgemach. Bald wird die letzte Wolkenfackel an ihrem Lager ausgelöscht; die fernen Höhen blauen, und über das Blut der Seen und fliessenden Gewässer beginnen die Elfen der Wiesen ihren leichten wogenden Nebelschleier zu weben.

So schwebt die Nacht herein auf ihren lautlosen Fledermausschwingen. Kalt, unerbitterlich, wie ein ungeheurer Riesenvampyr, senkt sie sich über die schlummernde Erde, trinkt die letzten Farben, saugt das letzte Leben ein.

Fyn (Fünen).

Wir kamen um Mitternacht nach Middelfart. Ueber dem schmalen Kleinen Belt, der die Insel von Jylland trennt, stand der Mond und ergoss seinen Phosphorschimmer über das Wasser, vergoldete die waldbekleideten Abhänge im Westen, das sanft wogende Hügelland im Norden, und schien auf die Fensterscheiben der langen Reihe kleiner hochliegender Fischerhütten, mit denen die Stadt sich nach der Seeseite präsentiert. Hohe, steile, oder schneckenförmig gewundene Erdtreppen führen zwischen einschmeichelnden Gärtchen, Holzverschlägen, Lusthäusern, Düngerhaufen und Pfählen vom Meeresufer bis zu dem Teil der Stadt, der an dem steilen Abhang gleichsam herabhängt. In der äussersten Hütte war noch Licht, und das Fenster blickte hinaus in den weissen Mondnebel wie ein rotes, schlaftrunknes Auge.

In der kleinen Stadt selbst war alles ruhig. Der letzte Laut, welcher den Nachtwächter auf seiner Kellertreppe gestört hatte, rührte von den Hôtelomnibussen her, die mit einem Lärm, der selbst die Toten an der Kirchenmauer aus ihren Gräbern hätte wecken können, durch die leeren Strassen gerasselt waren. Oben auf dem Kirchendach miauten zwei verliebte Katzen ein

Duett. Eine dritte stand unten auf dem Markt, sah zu ihnen hinauf, und leckte sich neidisch den Bart.

Es war, als ob sie auf ihre eigentümliche Weise uns daran erinnern wollten, dass wir nach Fyn gekommen seien, der Insel mit dem scherzhaften Wahlspruch: Die Nacht gehört uns. Und der Mond, der droben zwischen seinen bleichen Sternen schwamm, glitt so ruhig hin über diesen schönen, üppigen, in jeder Beziehung fruchtbaren Liebesgarten Dänemarks und schien mit besonders vertraulicher Miene auf alles hernieder zu lächeln, was er drunten zwischen duftenden Hopfengärten und blühenden Weidenhecken erblickte — in dieser kurzen, lautlosen Dämmerstunde der Mitsommernacht, in der selbst die Lerchen schlafen. —

Middelfart hat ein neues, grosses Badehôtel, und in der That besitzt die Stadt auch manche Eigenschaften, um ein bedeutender Badeort zu werden. Das Wasser ist, Dank dem starken Strom des Belts, immer frisch und klar; die Stadt selbst und ihre nächste Umgebung ist ausserordentlich schön und hat eine geeignete centrale Lage im Reich. Endlich giebt es hier zum Zeitvertreib für Sportliebhaber reiche Gelegenheit zum Segeln und Fischen, zur Jagd auf Enten, Reiher u. d. gl. Vielleicht ist es hier andererseits ein wenig zu enge, zu abgeschlossen für diejenigen, welche nach einsamen Plätzen mit fremden und grossartigen Umgebungen verlangen; welche von der Natur in ihrer Macht ergriffen werden wollen und Platz verlangen, damit das Auge sich im unendlichen Raum tummeln und sein erfrischendes Bad im Blau des Himmels nehmen kann, wie der Körper das seinige im Blau der Wellen.

Aber „gross“ ist eigentlich nicht die Bezeichnung, welche für die hiesige Natur am besten passt. Man wird nicht gerade ausser sich gebracht beim Anblick dieses

Belts von der Breite eines Flusses, beim Anblick dieser kleinen, grünen Wälder, dieser üppigen, gleichmässig ansteigenden Küsten. Alles ist freundlich, anheimelnd, milde, ein anziehendes Idyll, dessen üppiges Grün dem Auge und dem Herzen wohl thut; und wenn am Abend die Sonne drüben hinter den jütischen Hügeln versinkt und den Belt wie Gold und Blut färbt, so ist es wunderbar anmutig, draussen auf der Mole zu sitzen oder am Strande spazieren zu gehen und zu betrachten, wie die Farben über Himmel und Meer in einander fliessen, während das Land und die Wälder ringsum sich für die Nacht in bläuliche, rote oder violette Dämpfe hüllen, bis das Ganze gleichsam in den geisterhaften Nebel der Sommernacht versinkt.

Gleich ausserhalb der Stadt, auf der westlichen Küste einer langen, schmalen Landzunge, die sich fast wie ein Finger in den jütischen Koldingfjord hineinstreckt, liegt ein adeliges Gut Hindsgavl. Das Gebäude selbst ist prunklos und ohne Interesse. Aber der zum Gute gehörige Garten oder Park hat die Stelle berühmt gemacht, und sicher gehört er auch wegen seiner Lage — er liegt terrassenförmig über einem hohen und steilen Abhang — zu den allerschönsten im Lande. Man findet nicht leicht ein Plätzchen, von wo aus der kleine Belt und seine Umgebungen sich bezaubernder ausnehmen als von hier. Gleich unter sich hat man die paradiesische kleine Insel Fænö — einen schwimmenden Wald — die ihre anmutigen Baumgruppen in dem langgestreckten Sunde spiegelt, der sie von der Küste trennt. Hier ist Alles mit Wald umgeben und draussen fliesst der starke Strom des Belts mit weissen Sonnenblitzen und kreisenden Möwen- und Reiherschaaren. Und dahinter — in bläulicher Ferne — schimmern Schleswigs Küsten, Skamlingsbanke, Koldingfjord und die Ruinen des alten Schlosses Koldinghus.

Der Garten selbst — als Garten betrachtet — übertrifft keineswegs diejenigen, die man gewöhnlich auf grösseren Gütern findet. Aber doch wird man gern in diesen anmutigen Gängen umhergehen, die sich bald unter schattige Baumkronen senken wie düstre kühle Tunnel, bald blumenduftend an kleinen freiliegenden Anhöhen hinansteigen, bald hübsche Rasenplätze mit Lusthäusern und gastfreundlichen Bänken durchschneiden. Jeden Augenblick öffnen sich neue und überraschende Aussichten vor unseren Augen — bald nach Norden — bald nach Süden —, bis alles sich zuletzt oben von des Gartens höchstem Punkt in einem einzigen grossen Rundblick vereinigt, der unvergesslich ist.

* * *

Es ist an einem ganz frühen Sommermorgen; die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Ein dichter, silberweisser, wogender Wiesendunst hüllt die ganze Gegend ein, so dass wir kaum den Weg sehen können, auf dem wir fahren. An den Grabenrändern stehen bunt durcheinander Blumen aller Art und frieren in dem hohen, nassen Gras, und dahinter sehen wir auf beiden Seiten die dichten Kornfelder mit ihren kornschweren Aehren. Eine unendliche Ueppigkeit! Wir kommen durch ein Paar dieser kleinen idyllischen Dörfer, die für Fyn so charakteristisch sind, mit den nett gehaltenen, im Allgemeinen grell angestrichenen Häusern mit duftigen, schattigen Gärten, Hopfenranken bis ans Dach hinauf und einem Paradies von blühenden Topfpflanzen hinter den spiegelblanken Fensterscheiben. Alles liegt noch im tiefsten Schlaf. Nur die Hähne krähen mit halbunterdrücktem Laut in ihren Verschlägen — und hoch, hoch oben über dem Nebel können wir genau zu gleicher Zeit die

Lerche hören, die jubelnd verkündet, dass die Sonne im Anzuge ist.

Bald darauf meldet sie sich selbst im Osten wie ein ungeheurer Feuerbrand, der immer weiter um sich greift. Wir haben eben ein Thal verlassen und die Spitze eines hohen Hügels erreicht, als der oberste Rand ihrer purpurträufelnden Scheibe über dem Nebelmeer auftaucht. Rings um uns — meilenweit um uns — wogt es in Rosarot und Silberweiss wie ein wirkliches, aufgeregtes, schäumendes Meer, über das nur einzelne hohe Punkte — ein Paar Wälder, ein Dorf und einige Kirchen — emportauchen wie kleine, sonnenbeschienene Inseln. Aber wie allmählich „des Tages Auge" an dem ganz wolkenfreien Himmel emporsteigt, schmelzen die Nebel vor seinem brennenden Blick, und bei dem ersten Strahl der Sonne über das thaubesprengte Gras schlagen die tausend Blumenkinder des Feldes ihre grünen Regenmäntel zur Seite und entfalten ihre leichten gelben, weissen, blauen und roten Gewänder in dem goldnen Lichtmeer.

Mittlerweile sind wir zwischen einige runde Hügel gekommen, die mit ihren ganz kahlen Gipfeln und dem dürftigen Strauchwerk und Gestrüpp an ihren Abhängen etwas an eine jütische Landschaft erinnern. Mit einigem Erstaunen erfahren wir von unserem Kutscher, dass wir in die berühmten fynischen Alpen gekommen sind, welche den südwestlichen Teil der Insel anfüllen. Wir blicken auf diese grossen kahlen Erdwogen und wundern uns nicht wenig über die Ironie, die einem so traurigen Hügelstrich einen so romantischen Namen gegeben hat. Aber unsere Täuschung währt nicht lange. Bald hört die Kahlheit auf; die anmutigsten Wälder beginnen sich auszubreiten, und je weiter wir vorwärts kommen, desto reicher wird die Vegetation, desto grossartiger werden die tiefen Waldschluchten und die Aussicht von den im-

ponierenden Anhöhen. Bei jedem Schritt wird es hier prächtiger, südlich üppiger und farbenreicher. Dort treffen wir kleine, stille Seen tief drinnen in den Wäldern. Hier fallen die Abhänge wild und zerrissen hinunter in dunkle Abgründe. Durch tiefe, enge Thäler arbeiten sich Bäche und kleine Flüsschen vorwärts, von Hagebutten und blühenden Dornbüschen überschattet. Hier steigt der Weg mühsam aufwärts zu einem sonnenbeschienenen Gipfel und fällt gleich darauf wieder abschüssig hinunter in eine grüne Tiefe. Es ist in der That ein kleines Alpenland.

Plötzlich öffnet sich der Wald, und wir befinden uns auf einem vorspringenden Punkt über einer kleinen Stadt, die, von Wäldern und grünen Feldern umgeben, an dem Ufer eines glänzenden, schmalen Sundes liegt. Es ist Svendborg. In all seiner strahlenden, üppigen Pracht athmet dieser Punkt eine Stille, einen wunderbaren Frieden aus, der uns unwillkürlich verstummen lässt. Wir verlassen den Wagen, und nachdem wir auf einem Fusspfad ein Stückchen aufwärts gegangen sind, setzen wir uns unter einen Baum und blicken hinab. Wie überirdisch schön ist es hier! Die Sonne steht bereits tief am Himmel. Alles schweigt. Der Sund liegt ohne das geringste Gekräusel glänzend da. Tief in seinem Schoosse schwimmen die blassroten Abendwolken des Himmels. Gerade uns gegenüber auf der andern Seite des Wassers liegen die beiden fruchtbaren Inseln Turö und Taasinge, nur durch einen ganz schmalen Sund von einander getrennt. Auf der letztern erblickt man die berühmte, hochgelegene Bregninge Kirche. Die grünen Abhänge und Wälder, die weissen Kirchen, die kleinen Hütten drunten am Strande, die Vogelschaaren in der Luft und die drei bis vier scheckigen Kühe, die ins Wasser getreten sind um zu trinken, alles zeigt



Svendborg Sund.

sich in dem kupferblanken Spiegel auf dem Kopf stehend und wie verzaubert. Dann schlägt der Himmel im Westen seine goldnen Wolkenthore auseinander. Die königliche Sonne ist im Begriff Abschied zn nehmen. Langsam zieht die Herrscherin sich in ihre Purpurgemächer zurück, indem sie im letzten Augenblick gleichsam ein gnädiges Lächeln über die ganze unterthänig errötende Erde gleiten lässt.

* * *

Wir erwähnten vorhin schon die hochgelegene Bregninge Kirche auf der schönen und fruchtbaren Insel Taasinge. Diese Kirche ist nicht nur ein altes ehrwürdiges Gotteshaus, sondern zugleich ein moderner, beliebter Aussichtsturm, den alljährlich hunderte von Reisenden besteigen, um ein Areal von angeblich über hundert Quadratmeilen Land und See zu überschauen. Von Svendborg ist sie nur eine kleine Meile entfernt, und da täglich eine Beförderung über den Sund und durch die Insel nach der kleinen Stadt Troense dicht daneben stattfindet, so ist es nicht schwer dorthin zu gelangen. Oben auf der Kirche ist ein nicht gerade verschönerndes Gerüst angebracht, und von diesem Schaffot aus muss man sich dem Beschauen hingeben. Indessen ist das leichter gesagt als gethan. Der erste Eindruck ist ein verwirrender. Man weiss nicht, wohin man in dieser Mannigfaltigkeit das Auge wenden soll. Es ist, als ob die ganze Welt mit ihren Ländern und Seen zugleich um uns ausgebreitet daläge. Man kann sich nicht zurecht finden in dieser Unendlichkeit von Inseln, Wäldern, Hügeln, Sunden, Städten, Mühlen, verschlungenen Wegen und tausend weissen und roten Hütten, die alle vor unserm Blick gleichsam aus der Erde emporwimmeln. Man beginnt nach alter Gewohnheit die Kirchtürme zu zählen,

giebt es aber auf, ehe man einen Streifen Landes durchmustert hat, den man mit der Hand bedecken kann. Man versucht den Wegen zu folgen und Städte und Wälder von einander zu sondern, aber die Dinge fliessen vor unserem Blick zusammen und verschwinden unter unserer Verfolgung.

Zunächst hat man gerade unter sich nach allen Seiten das ebene, grüne Land von Taasinge selbst. Im Osten sieht man bis auf die eigentümlich langgestreckte und nicht minder fruchtbare Insel Langeland mit allen ihren Ortschaften, Mühlen und Kirchen, und über sie hinweg auf Lolland, ja über den grossen Belt bis nach Sjællands Küsten. Nach Süden und Westen hat man die Aussicht über den ganzen übrigen fynischen Archipelagus, eine Unzahl von niedrigen kleinen und etwas grösseren Inseln, die hier in den frischen, blauen Wogen der Ostsee umherschwimmen, wie eine Familie von gesunden, lebensfrohen Geschwistern, alle reich an Korn und Vieh. Ueber sie hinweg sieht man weit hinaus bis nach Als (Alsen) und Schleswigs Küsten, ja sogar Holstein taucht südlich draussen am äussersten Horizont wie eine blaue Wolkenbank empor.

Endlich hat man nördlich vom Svendborg-Sund den ganzen südlichen Teil von Fyn mit dem ganzen Alpenlande in einer vollendeten Vogelperspective. Es ist, als ob man über einen ungeheuren Garten hinausblickte, eine Art Weltpark, ein modernes Eden, das dazu bestimmt ist, einmal allen dahingeschiedenen Seelen Frieden und Glückseligkeit zu verleihen. Die Wälder, wie sie so daliegen zwischen grünen Feldern, Flüsschen und blauen Seen, nehmen sich von hier aus wie Bosketts auf weiten Rasenplätzen zwischen kleinen Fischteichen und künstlichen Quellabflüssen. Städte und alleinstehende Häuser sieht man so gut wie gar nicht. Eingehüllt und überschattet von den unendlichen Hecken und der Baum-

fülle der Gärten liegt alles da. Nur die weiss getünchten Kirchen heben sich hie und da gegen das Grün ab, wie weisse Marmorstatuen in Laubgrotten.

Das Ganze ist ein unübertroffenes Panorama.

Und während man noch einmal den Blick rings über den unermesslichen Horizont gleiten lässt, gleichsam um das Ganze in einem einzigen, unvergesslichen Bilde zusammenzufassen, beginnt man nachdenklich zu werden. Man beginnt zu begreifen, wie gross die Welt doch sein muss, indem man sich klar macht, dass Alles, was man hier ringsum in dem ungeheuern Raum bis in die Reiche des Himmels sich erstrecken sieht, diese ganze Unendlichkeit von Ortschaften, Wäldern, Kirchen, Sunden, Inseln und tausend weissen und roten Hütten — dass alles zusammen nur ein verschwindend kleiner Teil des ganzen dänischen Landes ist, eines der kleinsten Länder der Erde. Nur ein Stecknadelknopf auf einer Landkarte, eine mikroskopische Flocke auf unserer allmächtigen Mutter Erde.

Und — so denkt man weiter — diese grosse allmächtige Mutter Erde ist selbst nur ein kleiner rollender Himmelsball, einer der allerkleinsten des Weltalls, — ein kleines unansehnliches Sandkorn, das erschrocken durch den Himmelsraum hinfliegt mit seinen Ländern, seinen Weltmeeren, seinen Völkerschaften und Riesenstädten, mit seiner Summe von Leiden und Glück, von Wissen und Kunst, ... nichts würde aus seiner Lage gerückt werden, wenn all das zusammen plötzlich verschwände. Die Sonne würde ebenso ruhig auf ihrer Bahn wandeln, die Sterne mit ihrer gewöhnlichen, gleichgültigen Ruhe blinken, und nur der Mond würde sich ein wenig ernsthafter erschrecken und möglicherweise unversehens auf einen oder den anderen grossen, fremden Himmelskörper

hinabpurzeln, um dort in einem meteorologischen Museum aufbewahrt zu werden.

Und — so denkt man am Ende — hier sitze ich, der Mensch, der Herr der Schöpfung, oben auf einem Kirchturm und blicke sorglos hinaus in diesen Himmelsraum, in dem diese gewaltigen Himmelskörper rollen.

* * *

Doch, ehe wir die Insel Fyn verlassen, müssen wir ihrer alten Hauptstadt Odense, der an Grösse dritten Stadt Dänemarks, gedenken. Wir können sie nicht leicht übersehen, wenn wir durch Fyn fahren, denn die gut gebaute und recht lebhafte Handelsstadt liegt an der Hauptbahn, welche die Insel von Middelfart nach Nyborg durchschneidet. Und sind wir da, dann lohnt es wohl der Mühe, nach der Domkirche zu wallfahrten, wie so viele fromme Pilger im Mittelalter es gethan, um dem Nationalheiligen des katholischen Dänemarks, St. Knud, einen Besuch zu machen. Es war dies ein König, der vor acht Jahrhunderten lebte und von seinen Unterthanen getödtet wurde; kurz darauf wurde er heilig gesprochen, und nun ruhen seine Reliquien in dem vergoldeten Heiligenschrein, der unter dem Altar in der Krypta steht.

Möens Klint.

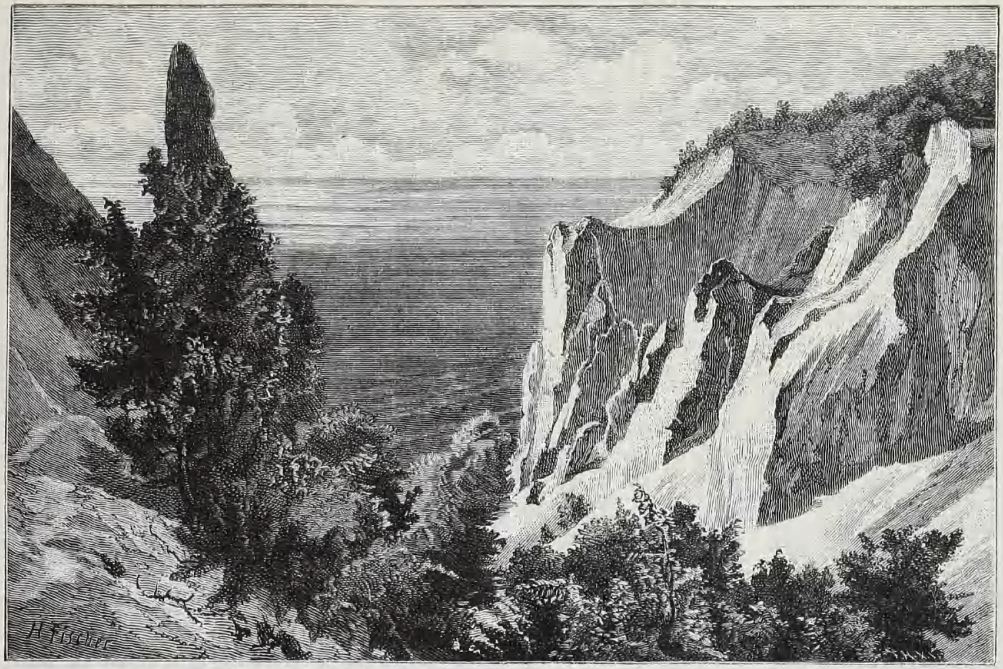
Es ist bereits gesagt, dass Dänemark im grossen und ganzen durchaus kein felsiges Land ist. Nur auf der fernen Insel Bornholm weit draussen in der Ostsee ragt der alte Urfels noch über die Oberfläche empor. Sonst besteht Dänemark aus neueren und den neuesten Formationen, besonders aus Geschiebesand nnd Geschiebelehm, welche zusammen mit Torfbildungen die feste Kreide- und Kalkunterlage des Landes bedecken. Diese Kreide- und Kalkformationen bildeten in der Eiszeit das unterseeische Riff, welches die Bildung des Landes ermöglichte. Die Eisberge, die von den damals mit ewigem Eis bedeckten norwegischen Felsen (einem einstigen Grönland) hergeschwommen kamen, strandeten nämlich auf diesem Korallenriff, und wie sie allmählich zerschmolzen, sank die Masse des im Eise befindlichen Schuttes und der Steine, die sie bei ihrem Herabgleiten durch die Gletscherthäler mit sich geführt hatten, auf das Riff und häufte sich dort an.

Als diese grösseren und kleineren und ganz kleinen Felsbrocken später, als das Land sich hob, einmal der Einwirkung des Wellenschlags unterworfen wurden, erhielten die kleinsten durch gegenseitiges Abschleifen die bekannte, abgerundete Form, welche für die Geschiebe so charakteristisch ist. Den norwegischen Felsen also

schuldet Dänemark (und die ganze mittel-europäische Ebene) ursprünglich seine eigentümlichen Steinmassen und dadurch auch — durch mechanisches Zerdrücken — seinen Sand und — durch Zersetzung — seinen Lehm. Noch heute kann man mit Hilfe von den auf den norwegischen Felsrücken zurückgebliebenen Gletscherschrammen für fast jeden Stein Dänemarks deutlich die ursprüngliche Heimat nachweisen. Die Gletscherschrammen, d. h. die Furchen, welche die ins Gletschereis der Vorzeit eingefrorenen Steine bei ihrem Herabgleiten in den Felswänden gebildet haben, geben nämlich die Richtung an, in der die Eisberge sich in Bewegung gesetzt haben; und verfolgt man jene bis nach Dänemark, so kann man hier an manchen Stellen in den Hügeln Steine von genau derselben Art nachweisen, wie sie an den betreffenden Stellen in Norwegen vorkommen.

So haben die norwegischen Granitfelsen das gegenwärtige Dänemark ganz in derselben Weise hervorgebracht, wie die Sandbänke von Newfoundland heutzutage durch die von Grönland kommenden Eisberge gebildet und umgebildet werden. Ohne die Mitwirkung Norwegens würde Dänemark wahrscheinlich noch auf dem Meeresgrunde ruhen, oder richtiger, es würde aus einer Reihe in der See verstreuter Kalkfelsen bestehen, einer Art Koralleninseln ungefähr von der Art, wie sie die südlichen Meere in so grosser Zahl besitzen. An einzelnen Stellen durchbricht nämlich diese älteste Kreide- und Kalkunterlage die Geschiebeformation und bildet auf mehreren Punkten an den Küsten Partien von einer eigentümlichen phantastischen Schönheit.

Wir haben oben Bolbjærg an der Nordsee als einen bemerkenswerten Punkt dieser Art erwähnt. Aber am schönsten und wunderbarsten unter ihnen allen, ja



Möens Klint. (Sommerspiret.)

für manche der herrlichste Punkt im ganzen Lande, ist Möens Klint.

Es ist das eine gegen eine Meile lange und über 400 Fuss hohe Steilküste aus Schreibkreide, die sich fast senkrecht aus dem Meere erhebt. Oben wird sie von Wald gekrönt, der sich an mehreren Stellen bis in die tief einschneidenden Risse hineinschiebt, die sogenannten Fald, die überall von oben her die Kreidemassen durchspalten und jene Reihe kühn geformter Gipfel mit zerrissenen Abhängen und schlanken Spitzen bilden, deren abenteuerliche, wilde Pracht durch diese sich hineinschiebenden wuchernden Waldpartieen noch stärker hervorgehoben wird. Diese Vereinigung von grünen Bäumen, von weisser Kreide und dem blauen Meer, das zu unsern Füssen rollt, ist von einer unbeschreiblich malerischen Wirkung, wenn man oben auf den hohen Spitzen steht und hinunter sieht in die schwindelnde Tiefe. Und wenn man draussen vom Meere kommt oder sich vom Strande her nähert, während die Sonne diese blendenden weissen Mauern mit ihrer Mannichfaltigkeit von Klüften und himmelanstrebenden Gipfeln bescheint, welche auf die Ebenen phantastische Schatten niederwerfen, so glaubt man einen Feenpalast mit Säulen, Nischen und Thurmspitzen vor sich zu sehen, ein Traumgesicht, das verschwinden wird, wenn man ihm näher tritt.

Aber es bleibt stehen, und wie es so dasteht, hat es sich in Tausenden von Jahren über das Meer erhoben, als des dänischen Volkes besonderer Liebling, von all seinen Dichtern besungen, der Sitz seiner prächtigsten Märchengestalt: des mächtigen Klintekonge (Klintkönig). Eigentlich müsste wohl in diesem weissen Palast eine Königin gewohnt haben, deren eigentümlich weibliche Schönheit und gleichsam jungfräuliche Reinheit und

Anmut ihr so viel brennende Liebe gewonnen hat. Oder errötet dieser Felsen nicht ganz wie eine im Bade überraschte Jungfrau, wenn die Sonne sich draussen aus dem Meere erhebt? Und fallen nicht diese Wälder über den weissen Körper herab wie ein mächtiges Haar, mit dem sie ihre Nacktheit zu verbergen sucht?

* * *

Bisweilen kommt es im Winter vor, dass einzelne Stücke, eine Spitze oder ein Vorsprung sich vom Felsen ablöst und ins Meer fällt, welches sie dann hurtig fortspült. So stürzte an einem Julitage des Jahres 1868 das oberste Stück des sogenannten Königinstuhles (Dronningestol) mit einem Krach, der weithin gehört wurde, herab und bildete draussen am Strande eine Insel von über 700 Fuss Länge, die jedoch bereits längst verschwunden ist. Der Frost dringt allmählich in die Risse ein, sprengt schliesslich die Blöcke mit Gewalt und bewirkt so andauernd kleine Veränderungen in der Form des Felsens, obwohl gleichsam breite Kraftgürtel aus Kieselknollen schichtweise quer durch die ganze Kreidemasse gezogen sind.

Die Auswaschungen, welche der Wellenschlag hervorbringt, sind bisweilen auch nicht so gering. Ueberhaupt, wo Frost und Wogen ihre Anstrengungen vereinigen, finden auf manchen Küsten des Landes bedeutende Verwüstungen statt. Besteigt man z. B. den hohen Punkt Aborrebjærg hinter der Küste von Möen, so sieht man in der Ferne eine andere bedeutend niedrigere Steilküste aus Kalkstein, Stevns Klint. Kommt man mit dem Dampfer von Kjöbenhavn hierher (oder umgekehrt), so muss man daran vorbei, und man wird dann sehen, wie die See sich unter den Kalk hineingewühlt hat, so dass dieser über die siedenden Wogen hinüber hängt,

wie eine zornige Stirn. Jahr für Jahr gräbt das Meer sich tiefer und tiefer ein und Kalkblöcke werden vom Frost losgesprengt. Eine Kirche, die gerade oben darauf gebaut ist, scheint nahe daran, in den Abgrund zu stürzen; grosse Stücke des Kirchhofs sind bereits verschlungen, und wenn dort im Sturm Gottesdienst gehalten wird, so hört die Gemeinde gerade unter dem Fussboden der Kirche die Brandung donnern. Es scheint ein Wunder, dass sie nicht längst in der Tiefe verschwunden ist; aber die Leute erklären es dadurch, dass die Kirche in jeder Weihnachtsnacht sich um einen Hahnenschritt weiter ins Land hineinschiebt.

An andern Stellen, besonders an der Nordsee, sind die Verwüstungen des Meeres noch bedeutender. An dem oben erwähnten Lönstrup z. B. würde ein solcher Hahnenschritt in jeder Weinachtsnacht eine Kirche mit einer so vorgeschobenen Lage nicht lange vor dem sichern Untergange retten können. Jedes Jahr verschwinden hier sieben Ellen der hohen Küste, und alle Bauern können sich erinnern, wie sich in ihrer Kindheit ihre Aecker weit hinaus über die Stelle erstreckten, wo heute die Brandung braust.

Was nun die jährlichen Verwüstungen von Möens Klint betrifft, so ist dort jedoch kaum irgendwie Gefahr vorhanden. Es gehört eine tüchtige Reihe von Wintern und eine ansehnliche Menge Wasser dazu, um diesen Kreideflecken abzuwaschen; und noch manche tausend Jahre werden sich die Menschen hoffentlich an seiner Schönheit erfreuen und die Dichter ihn besingen.

Bornholm.

Diese Insel gleicht dem übrigen dänischen Lande nur wenig und hat in ihrem Äussern viel mehr mit der skandinavischen Halbinsel gemeinsam. Sie soll deshalb hier nur flüchtig berührt werden.

Es ist bereits erwähnt, dass sie der einzige Fleck im Lande ist, wo der Urfelsen — der Granit — sich bis zur Oberfläche erhebt. Überall sonst liegen weit jüngere und hauptsächlich die allerjüngsten Formationen zu Tage. Der ganze nördliche Teil von Bornholm wird von einem zusammenhängenden Granitplateau gebildet, das in der Mitte, wo es seine grösste Höhe im Rytterknægten (Reitknecht, 500 Fuss) erreicht, eine ziemlich ebenmässig hügelige Oberfläche hat, die bald mit Wald, bald mit Gartenerde und Heidekraut bedeckt oder ganz kahl ist; aber an manchen Stellen draussen an den Küsten erhält diese Oberfläche ein wildes und zerrissenes Aussehen, da die Felsen hier von tiefen, senkrechten Spalten und gähnenden Abgründen durchfurcht sind, an deren verwitterten Seiten wilde Rosen und Epheuranken sich festklammern, und da sie hier und da vom Meer untergraben sind, das tief in den Felsenmassen grosse Löcher — die sogenannten Öfen — gebildet hat.

Am bekanntesten sind Jons Kapel, eine romantische Felsspalte, durch die eine unendliche Waldtreppe niederwärts führt; Helligdomsklippen, eine isolierte Felsenmasse, die mit ihren steilen Abhängen weit in's Meer hinaustritt; aber vor allem die Gegend bei Hammers-

hus, den mächtigen Ruinen einer alten Ritterburg, die hoch oben auf einem wilden Berggipfel liegen an der



nördlichsten Spitze der Insel mit einer hinreissenden Aussicht über Klippen und Felsen aufs Meer. —

Der Sund.

Wer in stiller Sommernacht über das Kattegat gefahren ist, z. B. von Aarhus nach Kjöbenhavn, wird sicher nicht den Eindruck der wunderbar geheimnisvollen, gleichsam zauberhaften Schönheit vergessen, die in den Stunden der Mitternacht über dem Wasser ruht. Man kann sich nicht entschliessen in die Koje zu gehen, sondern bleibt auf dem Verdeck sitzen, wie festgezaubert von dem überirdischen Schauspiel, dessen andächtiger Zeuge man ist.

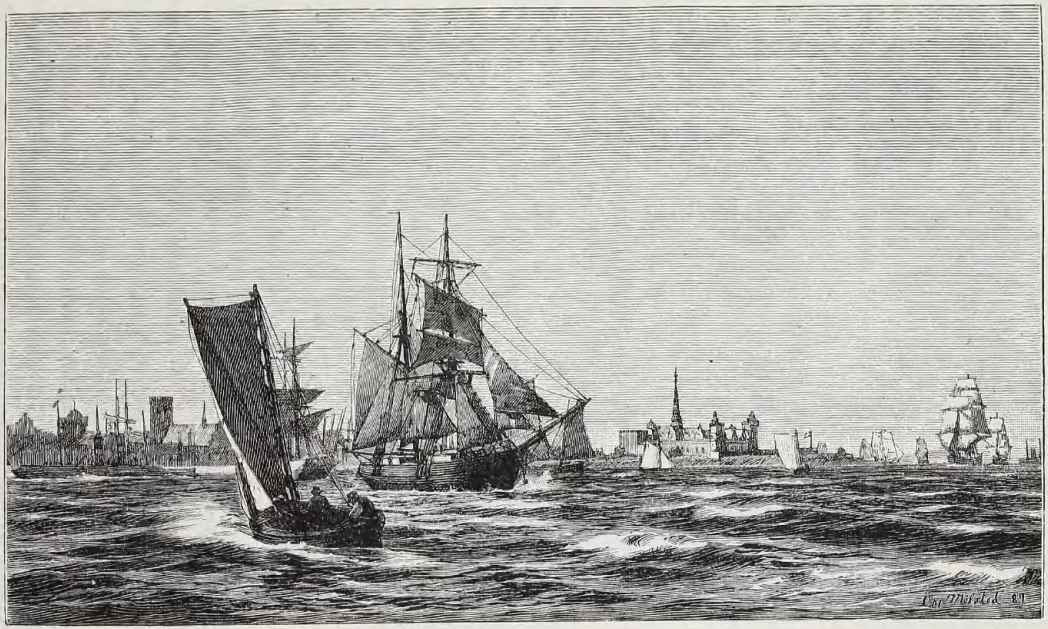
Es beginnt schon bei Sonnenuntergang, nach welchem der Meeresspiegel im Verlauf kurzer Zeit die wunderbarsten Farbentöne zeigen kann. Er kann von dem tiefsten Indigoblau allmählich in Rosenrot, Kupferrot, Grün und das hellste Citrongelb übergehen; ja bisweilen kann er ganz braun werden, fast als wäre er mit Baumrinde bestreut. Zuletzt verschwinden jedoch alle Farben; nur ein rötlicher Dunst legt sich rings herum am brennenden Himmel, zwischen dem das Meer daliegt wie eine unendliche Perlmutterfläche oder — wenn kein Lüftchen sich regt — wie ein endloses Stück mattweissen Glases, wie ein mächtiger Zauberspiegel, worüber bleiche Schatten von Wolken, die unter dem Monde hineintreiben, langsam hingleiten, während die vom Kielwasser zerrissenen Spiegelbilder des Mondes dem Schiffe folgen wie eine Schaar

lebendiger Goldfische. Droben wölbt sich der weissblaue schwach mit Sternen besäte Himmel, und hier und da sieht man am Horizont gelegentlich die scharfen Lichter von Blinkfeuern, die mit einem Mal auftauchen, um bald wieder zu verschwinden. Plötzlich erscheint draussen gleichsam ein grosses Nebelgebilde, ein nächtliches Gespenst, das mit Feuer unter der Fusssohle auf das Schiff zuschreitet. Es wächst und wächst. Zuletzt hört man gleichsam plätschernde Schritte im Wasser — — da zeigt es sich, dass es ein Schiff ist, das mit vollen Segeln an uns vorbei gleitet — wunderbar dämonisch anzusehen mit seinem schwarzen Rumpf auf dem leuchtenden Wasser und dem langen glitzernden Schweif hinter sich.

. . . Um die Mittsommerzeit dauert die Dunkelheit der Nacht nur ganz wenige Stunden, und auch da wird es bei wolkenfreiem Himmel nicht dunkler, als dass man deutlich nach der Uhr sehen kann. Sobald das letzte schwache Rot im Nordwesten den Himmelsrand verlassen hat, beginnt es bereits im Nordosten hell zu werden. Bald gährt und glüht es draussen über den schäumenden Wassern. Wie eine ungeheure flammende Esse, vom Blasebalg der Morgenbrise geschürt, lodert und prasselt es hoch am Himmel auf aus dem glühenden Schlund, in welchem die Wolken eine nach der andern verschwinden und verbrannt werden wie unförmliche Stücke Holz. Endlich birst der Himmelsrand. Eine Feuerflut strömt hinaus über das Meer. Und die Sonne — gross und wie neugegossen — steigt zwischen den Flammen empor.

* * *

Dann erblickt man auch bereits Land im Süden; Sjællands Nordküste nähert sich mit ihren hohen, grünen und weissen Abhängen, unter denen Fischerdorf neben Fischer-



Der Sund bei Kronborg.

dorf auftaucht, von der Morgensonne beschienen. Im Nordosten sieht man gleichsam eine grosse, dunkelblaue Wolke in weiter Ferne auf dem Wasser schwimmen. Das ist Kullen, ein Vorgebirge der schwedischen Küste, das sich uns nun von vorne nähert. Es sieht einen Augenblick aus, als ob die Länder dort zusammenstossen wollten; als ob sich kein Durchweg für Segler finden würde. Da wendet das Schiff unmerklich. Und plötzlich, als wäre es im selben Augenblick von der Welle emporgehoben, taucht ein hochragendes Schloss mit Turm und goldenen Zinnen dicht am Meere hinter einer Halbinsel empor. Die Wogen brechen sich spritzend und schäumend an seinem Fuss; an seiner Seite weht der Danebrog, und dahinter öffnet der breite Öresund seine gastfreundlichen Arme, reich an Seglern, an goldenem Sonnenschein und an anmutigen Küsten. Mit Flagge und Rhedereiabzeichen salutiert das Schiff, während es in die stillen Wasser einfährt.

Das Schloss ist die bekannte Festung Kronborg. Des Landes alter, treuer Wächter, der jetzt über drei Jahrhunderte hier auf seinem Posten gestanden hat vor der Pforte zu Dänemarks wichtigster Wasserstrasse — und zur Hauptstadt des Landes. Sie wurde ihrer Zeit erbaut, um den sogenannten Sundzoll zu erheben, eine Geldabgabe, die jedes Schiff der dänischen Krone erlegen musste, bevor es die Erlaubnis erhielt, den Sund zu passieren. Dieser Zoll schrieb sich von dem ältesten Mittelalter her und ist erst um die Mitte unseres Jahrhunderts aufgehoben auf Grund einer Übereinkunft mit allen dabei interessierten Ländern, indem diese dem dänischen Staat ein für alle Mal für die Aufhebung des Zolls eine Ablösungssumme auszahlten.

Dass es sich dabei nicht um kleine Summen jährlich handelte, lässt sich begreifen, wenn man bedenkt, dass

der Sund die allgemein übliche Strasse von der Ostsee nach den Weltmeeren ist und auch stets gewesen ist. Tausende von Seglern und Dampfern passieren alljährlich diesen Sund, und die Anzahl ist keineswegs geringer gewesen, als die heutigen grossen Frachtdampfer noch unbekannt waren. Wehte damals ein ungünstiger Wind, so konnten hundert und aber hundert Segler hier draussen auf der Rhede ankern; das ganze Fahrwasser, bis hinüber nach Schwedens Küste, war wie ein einziger Mastenwald. Und schlug dann der Wind plötzlich um,



Kronborg.

und stellte günstiger Fahrwind sich ein, — mit einem Mal wurden dann alle die weissen Segel entfaltet, die Flagge erhob sich zur Mastspitze, die Mannschaft rief Hurrah, und wie eine Schaar sich wiegender Möwen verschwanden sie ein jeder auf seinem Wege hinaus über das Meer. —

Indem man dicht an der dänischen Küste hinsegelnd durch den Sund kommt, merkt man bald, dass man sich einer nicht unbedeutenden Stadt nähert. Villa an Villa und ganz kleine Städtchen sieht man drinnen auf der grünen Küste, bald zwischen Wäldern, bald auf hohen

Abhängen, immer dichter an einander, je näher man Kjöbenhavn kommt. Lustschlösser, Waldkapellen, grosse Badeetablissements u. s. w. erheben ihre Zinnen und Türme über die bescheidenen Schweizerhäuschen. Am bekanntesten unter den Badeplätzen sind Skodsborg und Klampenborg, beide von Dänemarks schönsten Wäldern umgeben und an hohen Abhängen liegend mit weiter Aussicht über den Sund und auf die schwedische Küste.

Nach einer Fahrt von einigen Stunden taucht endlich eine Anzahl spitzer Türme und dampfender Schornsteine am Horizont auf.

Das ist Kjöbenhavn.



Die Rhede bei Kjöbenhavn.

Kjöbenhavn und Umgegend.

Es ist nicht die Absicht, hier eine irgendwie erschöpfende Bechreibung von Dänemarks Haupt- und Residenzstadt zu geben, von ihrer Bedeutung als Centrum des Handels, als Mittelpunkt der geistigen Bewegungen des Landes, oder von ihrem Wert als Stadt der schönen Künste. Das würde für sich allein einen Band erfordern. Es soll hier nur ein Versuch gemacht werden, mit ein Paar Strichen die Physiognomie der Stadt anzudeuten *).

Der Eindruck, den ein Reisender nach einem kürzern Aufenthalt in Kjöbenhavn mit sich fortnehmen wird, wird gewiss im Allgemeinen derjenige einer Stadt sein, die mit Recht die Bezeichnung trägt, die ihre eigenen Einwohner ihr beizelegt haben: das „fröhliche“ Kjöbenhavn. Obwohl die Stadt einen unternehmenden Handelsstand besitzt, eine ausgebreitete Schiffahrt hat, und auch als Fabrikstadt durchaus nicht ohne Bedeutung ist, so verspürt man doch nicht einen Geist übertriebener Thätigkeit in dem täglichen Treiben. Selbst am Hafen ist es verhältnismässig ruhig, die Leute scheinen überall gute Weile zu haben, und die ganze Stadt schläft lange am Morgen.

*) Siehe übrigens H. Weitemeyer: Dänemark.



Gegend von Holmens Bro mit der Börse.

Wer dagegen an einem Sommerabend auf den offnen Platz bei den Bahnhöfen tritt, wo fast alle Sommervergnügungsetablissements beisammen liegen, besonders an einem der vielen Abende, wo das grösste und bekannteste unter ihnen allen, das weltberühmte Tivoli, seine märchenhafte Illuminationspracht entfaltet, — der wird sicher im ersten Augenblick das betäubende Gefühl haben, Zeuge eines Hexensabbaths zu sein. Man wird von Tausenden von Gasflammen, von bunten und elektrischen Lichtern geblendet, Musik ertönt von allen Seiten, der Himmel wird von Raketen durchfurcht, Wagen rasseln, und wogende Menschenströme füllen alle Gartengänge, alle Concertsäle, Restaurationen, Bierhallen, Erdbeer-kioske, Schaukeln, Karussels, ... es ist ein vollkommener Sommerkarneval.

* * *

Obwohl Kjöbenhavn als Stadt wie als Hauptstadt schon so manches Jahr auf dem Rücken hat, so zeigt es doch nicht sonderlich das Gepräge des Alters. Auch nicht in ihren öffentlichen Bauten, Kirchen oder Schlössern hat die Stadt irgend ein auffallend altes Denkmal bewahrt. Dazu ist sie im Lauf der Zeit von allzu vielen und umfangreichen Feuersbrünsten heimgesucht worden, die ein Mal um das andre ihre schönsten Partieen in Asche gelegt haben. So ist das königliche Schloss Christiansborg — ein gewaltiger Gebäudecomplex — zweimal (zuletzt vor wenig Jahren) bis auf den Grund abgebrannt und noch stehen nur die nackten, düstern Mauern auf dem Erdboden und starren unheimlich mit ihren leeren Fensterhöhlen in die Weite.

Die interessantesten Bauten der Stadt schreiben sich von dem baulustigen König Christian IV her, dessen Regierungszeit in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts

fiel. Da sind besonders Schloss Rosenborg und die Börse zu nennen, beide in dem niederländischen Renaissancestil aufgeführt, der für fast alle Bauten dieses Königs charakteristisch ist. Eine wahre Perle anmutiger Baukunst ist das Schloss Rosenborg, das man aus roten Ziegelsteinen mit reichen Ornamenten aus behauenem Sandstein aufgeführt hat; bei der Ausschmückung seines Innern ist eine ausserordentliche Pracht entfaltet, und die Anziehungskraft seiner Säle wird dadurch verdoppelt, dass

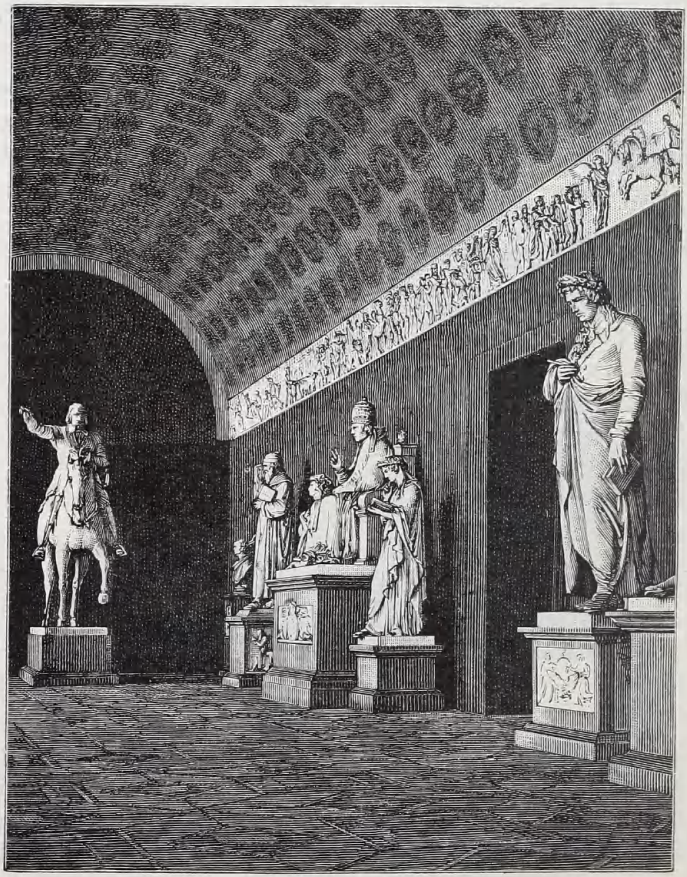


Rosenborg.

diese den Ausstellungsraum für die sogenannte chronologische Sammlung der dänischen Könige abgeben, ein Raritätenkabinet von höchstem Wert, voll von Kostbarkeiten und Kunstwerken, die das Auge blenden.

Überhaupt muss man Kjöbenhavns Schätze mehr unter Dach und Fach, als unter freiem Himmel suchen. So würden viele ohne Interesse an der äusserlich nicht weiter anziehenden Vor Frue Kirke (Kirche unsrer lieben Frauen) vorbei gehen und nur einen Augenblick

stehen bleiben, um die Gruppe Johannes des Täufers, das Basrelief „der Einzug in Jerusalem“ und die beiden grossen Statuen von Moses und David, die ihr Portal



Interieur aus dem Thorvaldsen-Museum.

schmücken, zu betrachten — wenn sie nicht wüssten, dass die Kirche eine Reihe von Thorvaldsens Meisterwerken enthielte: seinen Christus über dem Altar und die

zwölf Apostel an den Seiten des Hauptschiffes; ausserdem einen Fries, Christi Gang nach Golgatha darstellend, und ein Taufbecken in Form eines knieenden Engels mit einer Muschel in den Armen. So sind es vorzugsweise die Kunstsammlungen und kulturhistorischen Museen, die man in Kjöbenhavn aufsucht, und die der Stadt die Berechtigung verleihen, den Namen eines „nordischen Athen" zu tragen. Da ist ein ausserordentlich reichhaltiges ethnographische Museum, ein Museum für nordische Alterthümer, das einzig dasteht und in das man sich Tag für Tag vertiefen kann, ohne zu ermüden; die königliche Gemäldesammlung (mit ausgezeichneten Repräsentanten alter niederländischer Kunst) und die Moltkesche Gemäldesammlung, die nur klein ist, aber fast ausschliesslich vorzügliche Sachen enthält. Endlich haben wir das Thorvaldsen-Museum und die Ny-Carlsberg Glyptothek.

Das erstere ist ein Mausoleum desjenigen Dänen, der wohl den weitesten Ruhm erlangt hat. Von armen Eltern abstammend kam er in jungen Jahren nach Italien und erlangte hier einen Weltruf. Kein Wunder, dass schon zu seinen Lebzeiten das dänische Volk zu ihm wie zu einem Halbgott emporblickte und ihm nach seinem Tode dieses einzige Denkmal errichtete. Hier finden sich all seine Arbeiten entweder im Original oder in Abgüssen, und mitten unter ihnen, in einer offnen Halle in der Mitte des Baues, ruht der Meister selbst in seinem Grabe.

Die Ny-Carlsberg Glyptothek verdankt ihr Entstehen gleichfalls einem einzelnen Manne. Sie ist von dem Brauer Carl Jacobsen, einem noch verhältnismässig jungen Manne gesammelt, der sich um die Kunst in und ausserhalb Dänemarks ausserordentlich verdient gemacht hat. Das Museum enthält vorzügliche Sachen aus der

antiken Kunst wie aus derjenigen unserer Tage, und ist sicher eins der reichhaltigsten in Europa.

Und doch — noch mehr als die Museen und Kunstsammlungen zieht Kjöbenhavns Umgegend den Fremden an und hält ihn gefangen. Der Sund, die Wälder und Seen werden sich unvergesslich seinem Gedächtnis einprägen.

Gleich nördlich von Kjöbenhavn liegt der Dyrehave (Tiergarten). — Es ist bereits gesagt, dass auf den Inseln, und besonders auf Sjælland sich der dänische Buchenwald in der grössten Pracht entfaltet. Aber von allen seeländischen Wäldern ist wieder der Tiergarten der prachtvollste. Nirgends auf der Welt entwicklt die Buche sich in solcher Fülle wie hier. Diese Bäume scheinen nicht unserer Zone anzugehören, sondern sie erinnern an die ungeheuren Stämme, die man noch jetzt aus den dänischen Mooren ausgraben kann und die jener Zeit entstammen, wo dichte Wälder den weitaus grössten Teil des Landes bedeckten. Es giebt dort einzelne freistehende Bäume, deren Kronen so gross sind wie ein ganzer Wald, und in deren Schatten ein Bataillon Soldaten bequem Platz finden könnte.

Wie sich begreifen lässt, giebt dieser Wald, der nur eine halbstündige Eisenbahnfahrt von der Hauptstadt entfernt liegt, für die Bevölkerung derselben im Sommer einen beliebten Wallfahrtsplatz ab, — besonders wenn zu den übrigen Herrlichkeiten des Platzes noch der anmutige Anblick von mächtigen Heerden Edelwild hinzutritt, die bisweilen in Rudeln von über hundert hier friedlich zwischen den Buchengruppen grasen. An schönen Sommertagen hallen denn auch diese Waldebenen von munteren Menschenstimmen, von Peitschenknall und Wagengerassel wieder. Bald ist es ein einsamer Landauer mit einer vornehmen Herrschaft, die in schattiger Nachmit-



Partie aus dem Dyrehave.

tagsstunde still durch den Wald fährt, um die Natur zu geniessen, wie sich das für gebildete Menschen schickt, — bald sind es lange lärmende Wagenzüge, die vom frühen Morgen ab mit Fahnen und klingender Musik ihren Einzug halten und ihren fröhlichen Inhalt über die Wiesen ausbreiten mit grossen Speisekörben und gefüllten Flaschen. Namentlich an Sonntagen ist der Andrang ausserordentlich. Zu tausenden wälzen sie sich heraus aus dem Staub und Qualm der Stadt — mit der Eisenbahn, auf Dampfschiffen, zu Wagen und zu Fuss — und überschwemmen die ganze Gegend. Es ist eine vollständige Völkerwanderung.

Aber an solchen Tagen verstummen die zahlreichen Vögel und das Wild zieht sich zurück in die Tiefen der Wälder und verbirgt sich im Dickicht. Die weichen Ohren spitzend lauschen die Hirsche aufmerksam auf das Gelächter oder Schelten dicker Bürgerfrauen, die sich im Grase gelagert haben, auf das Schreien müder Kinder, auf Vaterlandsgesänge und Hurrahrufe, die oben von den Aussichtspunkten hinuntertönen, und auf das zärtliche Flüstern junger Verliebter, die auf versteckten Pfaden sich ungestört ihren Schwärmereien hingeben.

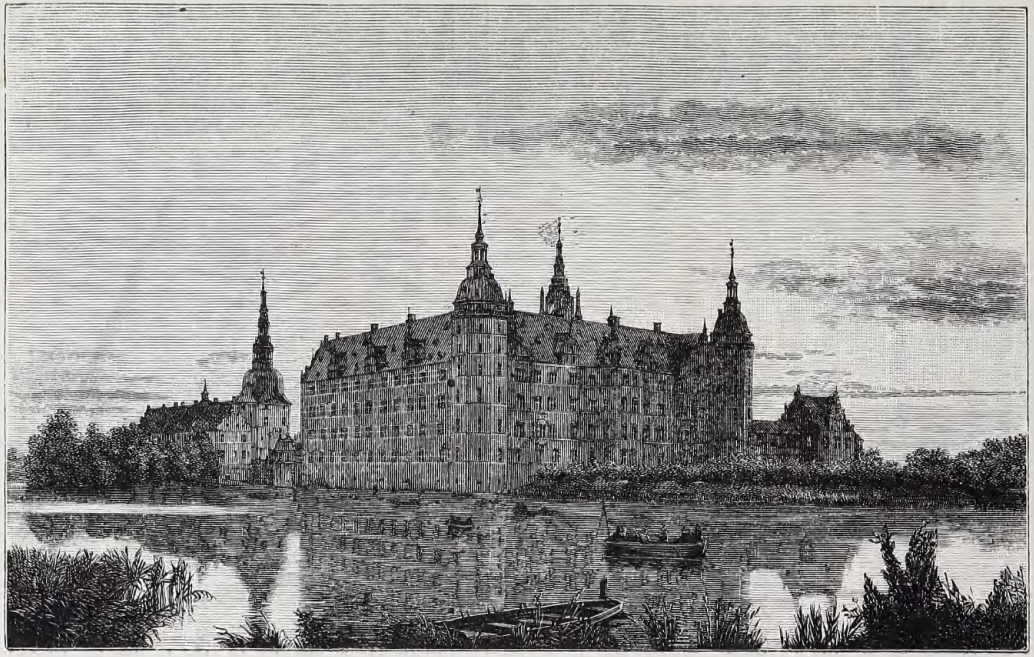
Erst wenn das letzte Wagenrollen der Fortziehenden sich auf den fernen Wegen verloren, und der Staub sich mit der Dunkelheit unter den Buchenkronen gelagert hat, kommen sie allmählich aus ihrem Versteck hervor. Und indem die Nacht hereinbricht, erheben sie den Kopf und sehen rings um sich mit einem Blick, der gleichsam aufs Neue von ihrer schönen weiten Herrschaft Besitz ergreift.

* * *

Einen etwas andren Charakter zeigt der grosse Grib Skov, der nördlicher auf der Insel gelegen ist. Dorthin gelangt man von der Stadt Hillerød an der Nordbahn

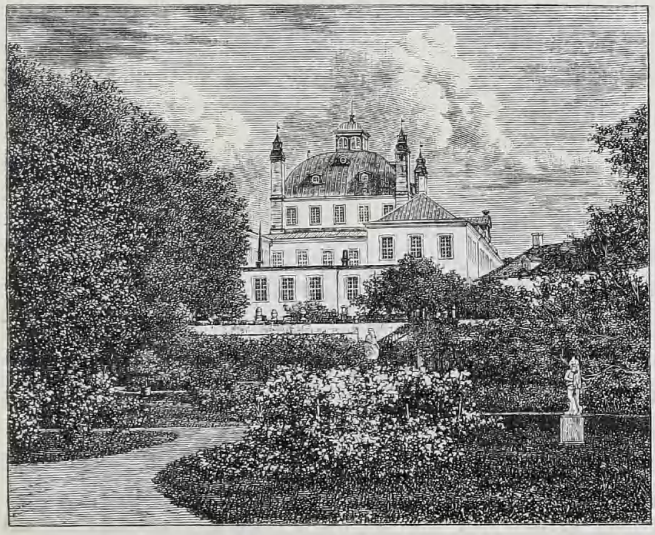
aus, dem dänischen Versailles, wie sie genannt wird. Diese Benennung verdankt sie einem Schloss, dem wunderbaren Frederiksborg, das dort zwischen anmutigen Wäldern wie ein Juwel in seiner Einfassung ruht. Das Schloss ist ursprünglich unter dem vorher erwähnten König Christian IV, also in demselben schönen, niederländischen Renaissancestil gebaut wie Rosenborg, aus roten Ziegelsteinen mit einem Reichtum an Sandsteinornamenten und vielen Türmen. Es macht einen entzückenden Eindruck, wenn man von dem im alten französischen Stil erhaltenen Schlossgarten plötzlich das Schloss aus den glatten Wassern des umgebenden Ringgrabens wie eine Nymphe aus dem Bade, vor sich emporsteigen sieht. Das jetzige Schloss ist indessen nicht ganz dasselbe, das Christian IV erbaute. Dieses nämlich ging vor dreissig Jahren in Flammen auf; aber es hat sich nun ganz in seiner alten Gestalt wieder erhoben, und nimmt unter allen Schlössern Dänemarks unbestritten den ersten Platz ein. Von seinem Innern fesselt besonders die üppig ausgeschmückte Kirche und der grosse Rittersaal, in dem man mit Gold, Silber, Marmor und Alabaster verschwenderisch umgegangen ist.

Mit dem Eindruck dieser mannichfaltigen Pracht betritt man den grossen Grib Skov. Seine grosse Stille wirdt dadurch doppelt feierlich, und je weiter man in seine mächtigen Tiefen eindringt, desto mehr wird man von seiner Einsamkeit und seinem lautlosen Frieden ergriffen. Hier stehen die Bäume nicht wie im Thiergarten gruppenweise mit grünen, offnen Plätzen dazwischen, sondern in dichten Massen, die uns wie eine Mauer nach allen Seiten absperren und sich über unseren Köpfen ganz zusammenschliessen. Man ist wie gefangen in dem Walde und kann nicht entschlüpfen. Dicht über uns zwitschert ein einsamer kleiner Vogel, der uns



Frederiksborg.

zu verfolgen scheint. Man kann das kleine Geschöpf nicht zu Gesichte bekommen, aber hört es immer, bald hier, bald dort im Laube uns zu Häupten sich weiter bewegen und wiederholen: Sieh-hier! Sieh-hier! Weiter fort hört man das zärtliche Gurren einer Waldtaube, und wenn man stehen bleibt und lauscht, so kann man tief drinnen in den Wäldern eine versteckte Quelle plätschern hören. Mitten im Walde trifft man dann einen kleinen,



Fredensborg.

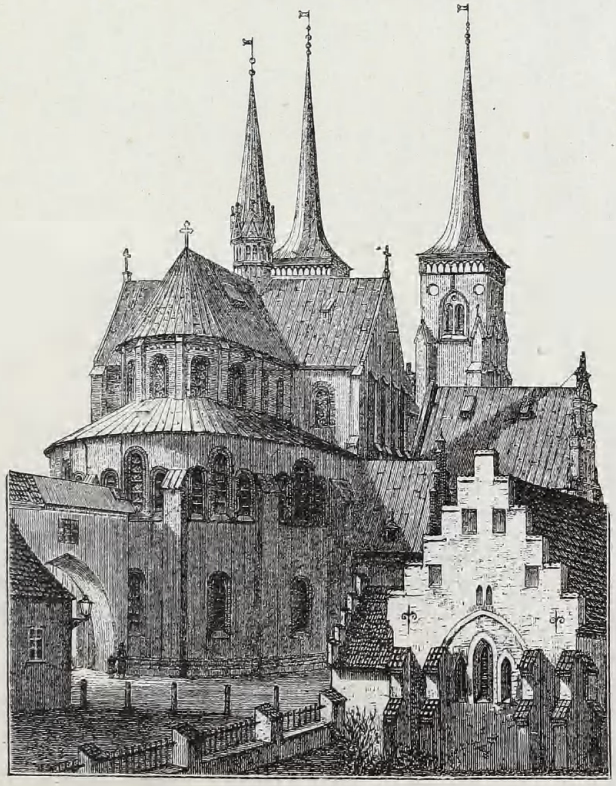
träumenden See. Seine Fläche ist glatt wie ein schwarzer Spiegel mit weissen Flecken von den Sonnenstrahlen, welche das ihn bedeckende Blätterdach durchdringen. Die schlanken Stämme, die gekrümmten Zweige, das grüne Blättergewimmel, der Hirsch, der raschelnd herkommt um zu trinken — alles spiegelt sich darin mit einer wunderbaren Reinheit und bezaubert durch seine unzerstörbare Ruhe.

Plötzlich hört der Wald auf, und wir sehen hinaus auf einen anderen, aber weit mächtigeren See, den grossen Esrom See. Drüben auf der entgegengesetzten Seite erblicken wir ein Schloss, von einem herrlichen Park umgeben, der mit vielen Bildsäulen, namentlich von dem dänischen Künstler Wiedewelt, angefüllt ist. Das ist Fredensborg, bisweilen die Sommerresidenz des königlichen Hofes und der Platz für die bekannten fürstlichen Familienzusammenkünfte der letzten Jahre, in denen das dänische Königspaar, umgeben von der russischen Kaiserfamilie, dem griechischen König, dem Prinzen und der Prinzessin von Wales u. s. w. den natürlichen Mittelpunkt bildet.

* * *

Ja, die Insel Själland bietet dem Reisenden, welcher fur kürzere oder längere Zeit Ruhe und Erholung nach beschwerlicher Arbeit oder nach den Sorgen des täglichen Lebens in einer schönen und freundlichen Natur suchen will, viele schöne Punkte dar. Da wäre Sorö zu nennen mit seiner anmutigen Mischung von Wald und See; mehrere dänische Dichter haben hier eine Heimat gefunden, noch mehr haben es besungen. Aber man muss aufs Land hinaus, denn die Städte sind klein und ohne Bedeutung für den Fremden, ausgenommen Kjöbenhavn. Jedoch — eine giebt es, welch sich über die übrigen erhebt: das ist Roskilde, „die Stadt der Quellen", „Dänemarks St. Denis", früher Hauptstadt und Bischofssitz. Hier lohnt sich allerdings ein Besuch und eine Eisenbahnfahrt von etwa einer Stunde führt den Reisenden von Kjöbenhavn hierher. Hoch über die kleine Stadt erheben sich die beiden Türme der Domkirche. Diese ist zweifellos das schönste Gotteshaus des Landes und zugleich sein stolzestes National-Monument, reich an

historischen Erinnerungen wie kein anderer Ort in Dänemark. Sie umschliesst nämlich ausser den sterblichen Überresten vieler grosser Männer eine Menge von Königsgräbern; unter anderen ruhen hier Königin Margrethe, die mächtige Beherrscherin der nordischen Reiche am Schlusse des Mittelalters, und die meisten Könige des oldenburgischen Hauses.



Der Dom von Roskilde.

BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS

Carl Petersen,
Hofbogbinder.